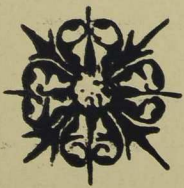


Schau-ins-Land!



Allerlei Visierung ü auch geschriebnes Ding
 an tag gegeben vom Breisgau-Verein
 "Schau-ins-Land" zu Freiburg/B.

43^{ter} Jahrslauf



H

465

da

43/55.

1916/29

Schriftleitung der Zeitschrift Schauinsland:
Prof. Dr. Julius Dieffenbacher
Freiburg im Breisgau, Urachstraße 25.



Gedruckt in der
Universitäts-Druckerei H. M. Poppen & Sohn,
Freiburg im Breisgau.



Inhalts-Verzeichnis

zum 43. Jahrlauf.



Seite 1—32 **Die alemannische Malersippe Dürr.** Zum hundertsten Geburtstag des Hofmalers Wilhelm Dürr. (Fortsetzung.) Von Prof. Dr. J. Dieffenbacher (Freiburg i. Br.). Mit 47 Abbildungen (in der Mehrzahl Autotypien) nach Gemälden und Zeichnungen Wilhelm Dürrs des Älteren.

(Die Tabelle der dem Verfasser bekannt gewordenen Werke des Künstlers und der Schluß des Aufsatzes, der Wilhelm Dürr d. J., Marie Großmann und Rudolf Großmann behandelt, erscheinen im nächsten Jahrlauf.)

„ 33—60 **Kriegsblinde und die Freiburger Blindenanstalt.** Von Prof. Dr. Hermann Mayer. Mit 13 Abbildungen (Autotypien).

Der Vereins- und Rechenschaftsbericht erscheinen im nächsten Jahrlauf.



Schriftleitung der Zeitschrift *Schauinsland*: Prof. Dr. Julius Dieffenbacher
Freiburg im Breisgau, Urachstraße 25.





Die alemannische Malersippe Dürr. Zum hundertsten Geburtstag des Hofmalers Wilhelm Dürr.

(Fortsetzung.)

Von Prof. Dr. J. Dieffenbacher (Freiburg i. Br.).

6. Dürr als Bildnismaler.

Schon die Betrachtung⁶⁶⁾ seiner frühesten Werke gab Gelegenheit, auf die ungemein scharfe Charakterisierungsfähigkeit Dürres hinzuweisen. Darin zeigt sich eine von Jugend an hervortretende Begabung zur Bildnismalerei. In der Tat hat er sich ihr auch sehr früh zugewandt.

Was man billigerweise von einem Porträtmaler fordern kann, — psychologisches Verständnis für das Wesen der darzustellenden Persönlichkeit, einen sicheren Blick für die sprechendste Haltung, Treue in der Wiedergabe des Einzelnen, Betonung des Wesentlichen ohne Preisgabe der künstlerischen Bildwirkung — das besaß Dürr in hervorragendem Maße; so wurde er denn für Freiburg ein vielbegehrter Porträtist, von dessen Hand eine große Anzahl von Bildnissen herrührt. Wohl nur ein kleiner Teil derselben sind mir bekannt geworden. Nähere Angaben findet der Leser in der beigegebenen Tabelle. Das vorliegende Material gestattet immerhin, seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete von der frühesten Zeit bis in die Tage seines hohen Alters zu folgen. In Wien hatte er reichlich Gelegenheit, an berühmten Meistern der Porträtkunst seinen Blick zu schärfen. Wir brauchen nur an die beiden Lampi, Vater und Sohn, zu erinnern, die der Sägerzeit angehören

und durch ihre Bildnisse ungeheures Aufsehen hervorriefen. Eine sorgfältige, glatte Malweise ist ihnen eigen. Der vielbeschäftigste Porträtmaler der Biedermeierzeit war Johann Ender († 1854). Ganz Hervorragendes leistete die Porträtkunst damals auf dem Gebiete der Miniaturmalerei; neben dem einstigen Hofmaler Napoleons Baptiste Isabey und Natale Schiavoni († 1858) ist vor allem der Säger Schüler Michael Daffinger († 1849) zu erwähnen, der von seinem großartigen Bildnisse des Kaisers Ferdinand allein 150 Kopien für Dosen und Uhren gemacht haben soll. Zart und sentimental, „wie es dem Maler des blonden blauäugigen Wienertums geziemt“, weiß er in seinen Miniaturen zu sein; dabei hatte er einen stark ausgeprägten koloristischen Sinn. Auch auf den Dürreschen Porträts ruht ein Sonnenstrahl aus der Wiener Bildniskunst; sie sind alle äußerst peinlich und liebevoll im Detail ausgeführt. Wo sich ihm die Möglichkeit darbietet, Kostümliches zu malen, überrascht uns die Feinheit der Beobachtung und die Treffsicherheit der Wiedergabe des Geschauten. Allzu häufig war dies freilich nicht der Fall. Die engen, Kleinbürgerlichen Verhältnisse seiner Zeit brachten es mit sich, daß bei den meisten Bildnissen nur ein sehr kleines Format gewählt, d. h. meistens nur Kopfbildnisse bestellt wurden. Nur bei Frauenbildnissen

treffen wir Bilder größeren Umfangs; hier weiß er denn auch die duftigen Gewänder der anmutigen Wesen, die er zu malen hatte, in peinlich genauer, ungemein lebenswahrer Treue wiederzugeben. Bei der Auswahl der im Aufsätze reproduzierten Bildnisse leitete mich ein doppelter Gesichtspunkt. Einerseits galt es, in charakteristischen Proben die Entwicklung des Künstlers als Bildnismaler zu veranschaulichen, andererseits lag der Gedanke nahe, solche Persönlichkeiten auszuwählen, die entweder für seinen Lebensweg oder für die Frei-



Abb. 23. Bleistiftzeichnung in einem Skizzenbuch.
(Größe 15 auf 12 cm). 1842.
Alban Stolz.
Besitzer: Die Nachkommen des Künstlers.

burger Vergangenheit von Bedeutung waren. Fast alle Persönlichkeiten, die im damaligen öffentlichen Leben eine Rolle gespielt haben, hat er, sei es im Ölbilde oder sei es in einer Bleistiftskizze festgehalten. Im Nachlasse des Künstlers befinden sich zahlreiche Einzelblätter und Skizzenbücher mit Porträtskizzen⁶⁷). Viele von ihnen sind mit Namen belegt, manche harren noch der Deutung. Wir behalten uns vor, auf diese für die Kulturgeschichte Freiburgs wichtigen Bildnisse gelegentlich in einem besonderen Aufsätze zurückzukommen.

Über das früheste Porträt, über das wir unterrichtet sind, hat sich bis jetzt nichts weiteres feststellen lassen. Es behandelt Frau von Sedelmayer in Wien, „eine dem Künstler sehr befreundete Seele“, von deren Bildnis sein Freund Glücker in seinem Briefe an Dürr nach Rom spricht (siehe Anlage Nr. 2). Das erste Bildnis, das erhalten ist, ist das im ersten Teile wiedergegebene Porträt seiner Mutter (Abb. 2). Der Besitzer des Bildes, Herr Fr. Wolter in München, nennt es im Hinblick auf das jugendliche Alter des Künstlers ein „erstaunlich gut gemaltes Werk“; er war damals 21 Jahre alt. Die Mutter des Künstlers, Elisabetha Holl, zu Villingen 1784 geboren, stand damals im 52. Lebensjahr. Schon begannen sich leise Fältchen in ihr Gesicht und eine tiefe Furche um den Mund zu ziehen. Wie fein und liebevoll ist das wiedergegeben, wie sprechend der schon etwas müde Ausdruck in den Augen! In die Villingen Zeit fällt außer dem Porträt der Mina Perzold (Abb. 10) die Bleistiftskizze des badischen Volkschriftstellers Alban Stolz (Abb. 23). Das feingezeichnete Bildchen befindet sich in einem Skizzenbuch des Künstlers. Alban Stolz, am 3. Februar 1808 in Bühl geboren, war damals 34 Jahre alt und wirkte als Religionslehrer am Gymnasium zu Bruchsal. Die Zeichnung ist gerade in der Zeit entstanden, als Stolz seinen ersten „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ (Abführmittel gegen Todesangst) schrieb, der 1843 anonym herauskam und ihn mit einem Schlage zum berühmtesten katholischen Volkschriftsteller machte. Das blasse, durchgeistigte Gesicht, das mehr an einen Gelehrten als an einen Geistlichen erinnert, der wehmütige, träumerische Blick in den Augen, der herbe Zug um den Mund verraten uns, daß schwere Seelenkämpfe hinter ihm liegen. Wie wir aus seinen Lebensaufzeichnungen wissen, war sein Lebensweg bis dahin nicht frei von schweren Irrungen und Zweifeln gewesen. Vom Vater zum Studium der Medizin bestimmt, hatte er sich der Jurisprudenz zugewendet, die ihm aber wenig zugesagt hatte. Er war dann zum Theologiestudium übergegangen, ohne darin anfangs seine Befriedigung zu finden. Nach Abschluß seiner Theologiestudien war er denn auch nicht sofort ins Priesterseminar

eingetreten, sondern hatte sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg begeben, wo er unter anderen auch bei Schloffer Vorlesungen hörte. Im Jahre 1831 hatte er alles Grübeln und Zweifeln abgetan und sich fest auf den katholischen Boden gestellt. 1832 war er ins Freiburger Priesterseminar eingetreten, wo er besonders unter Hirschers Einfluß stand. Am 20. August 1833 war er zum Priester geweiht worden und war dann als Vikar in Rotenfels im Murgtal und in Neusatz in der Nähe von Bühl tätig gewesen. Aber die reine Seelsorgetätigkeit hatte ihm doch nicht zugesagt. Nachdem er dann 1844 die Pfarprüfung mit der Note „vorzüglich“ bestanden hatte, war er als Religionslehrer in Bruchsal angestellt worden. — Es ist von Interesse, das spätere Bild (Abb. 24), das Dürr von Stolz gemalt hat, mit der Bleistiftskizze zu vergleichen; das Ölbild hat Dürr im Jahre 1884 (ein Jahr nach Albans Tod) nach einem jüngeren Bilde gemalt; es ist im Speisesaal des Erzbischöflichen Konvikts in Freiburg aufgehängt. Eine Kopie davon befindet sich im Rathaus zu Bühl⁶⁸). Es stellt den Volksschriftsteller in mittleren Jahren dar; aus dem Bruchsaler Religionslehrer war inzwischen der Professor der Pastoraltheologie und Pädagogik an der Freiburger Universität geworden. Daß man das Bild im Konvikt aufhing, geschah auch zur Erinnerung an die Zeit, wo Alban Stolz auf Hirschers Empfehlung Repetitor und provisorischer Direktor des damals neugegründeten Konviktes war. Schon mögen die meisten seiner volkstümlichen Schriften, die nicht nur in katholischen Kreisen Verbreitung fanden, in die Welt hinausgegangen sein. Die Herzlichkeit seines Wesens, die sich schon in der Skizze andeutet, hat sich gesteigert; sein festgeschlossener Mund, dessen Winkel die Lust zu Satire und Spott nicht verleugnen, läßt uns dies erkennen. Seine hohe Stirne, seine klaren Augen lassen den bedeutenden Mann sofort ahnen. Noch aber treten die Züge in seinem Wesen, die ihn später zu einem stadtbekanntem Original werden ließen, nicht so hervor. Wenn wir sein Antlitz studieren, so verstehen wir, daß dieser Mann eine kernhafte, plastische, klare Sprache zu schreiben wußte und daß er sich nicht scheute, die Dinge mit ihrem

richtigen Namen zu nennen. In der „Allgem. Deutschen Biographie“⁶⁹) heißt es von ihm: „Er war ein richtiges Original, er gefiel sich darin, nicht wie alle andern zu sein und soviel wie möglich gegen den Strom zu schwimmen. Er war ein frommer und sittenstrenger Geistlicher, aber eigensinnig und ungesellig.“ Die Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit ermöglichten ihm, zumal da er aus seinen Schriften reiche Einnahmen

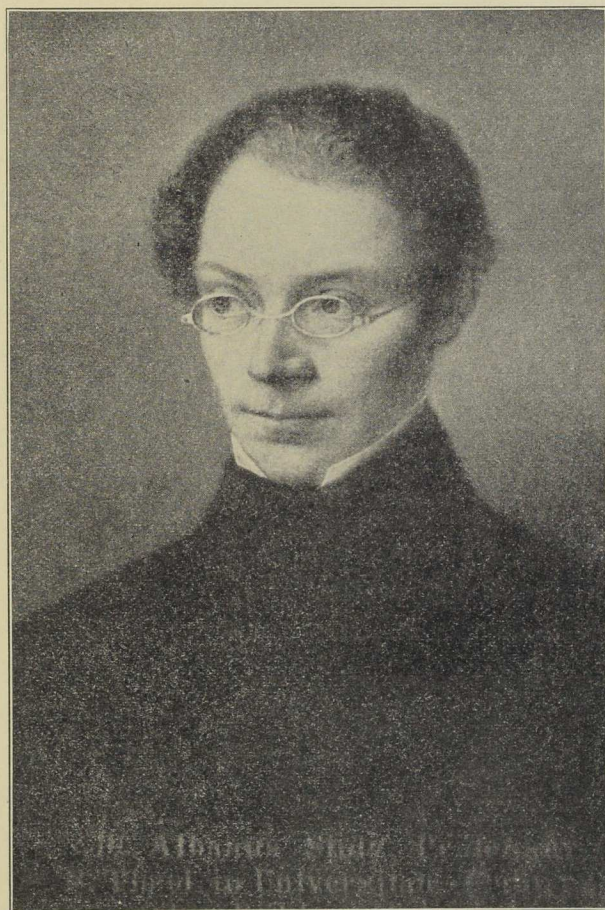


Abb. 24. Ölgemälde Alban Stolz (1884) im Speisesaal des Erzbischöflichen Konviktes.

Nach einer photogr. Aufnahme von Prof. Storck in Freiburg i. Br.

hatte, ein Wohltäter größten Stils zu sein. Auf Alban Stolz' schriftstellerische Tätigkeit kommen wir bei Betrachtung der Dürr'schen Illustrationen zu seinen Kalendern noch zu sprechen.

Aus der Zeit, in der die Bleistiftskizze Alban Stolz entstand, rührt das feindurchgeführte Ölbildnis her, das den jugendlichen Thimotheus Merkel aus St. Blasien, damals Gymnasiast (Abb. 25), darstellt. Wie viele seiner Porträtbilde verdankt es einem Altarbild seine Entstehung; der Künstler pflegte Persönlichkeiten, die ihm als

Modell zu seinen größeren Werken standen, zum Danke dafür zu porträtieren. Das liebliche Köpf-



Abb. 25. Ölbild auf Papier (Größe 25 auf 20 cm). 1843. Timotheus Merkel, Gymnasiast (später Direktor der Bürgerschule). Besitzer: Fräulein Mathilde Merkel Burg bei Kirchzarten.

Nach einer photographischen Aufnahme von Sophtograph Theodor Ruf, Freiburg i. Br.

burg eine bedeutende Rolle gespielt. Aus dem strebsamen Gymnasiasten wurde ein hervorragender Philologe; Merkel hat an der gleichen Frei-



Abb. 26. Ölbild (mittl. Größe). 1847. Bildhauer Alois Knittel. Besitzer: Die Witwe des Künstlers.

Das Bildchen, das seinem ganzen künstlerischen Gehalt nach an eine Daffinger'sche Miniatur erinnert, zeigt uns zum ersten Male, mit welchem feinem Verständnis sich der Künstler in die Psyche eines jungen Menschen zu versetzen wußte. Wie

sprechen sind die klaren, reinen Augen des anmutigen, intelligenten Knaben wiedergegeben! Verschiedene Bildnisse aus den Jahren 1847 bis 1850 führen uns in den Kreis seiner Freunde aus dem Freiburger Pontemolle. Auch die Wappenschilder der „Sternenritter“, die im mehrfach erwähnten Aufsätze von Dr. Engelbert Krebs über die Freiburger Künstlergesellschaft abgebildet sind, gehören hierher. Dort findet der Leser auch Näheres über das künstlerische Lebenswerk des Freiburger Bildhauers Alois Knittel, dessen Porträt aus jenen Tagen wir hier (Abb. 26) bringen. Knittels Wappenschild aus dem Pontemolle-Aufsatz (Abb. 27) stellt den Künstler als Tiroler mit Zither, Büchse und einem „Knüttel“ in der Hand dar. Der Knüttel spielt auf seinen Namen, die Zither auf seine Tätigkeit im Künstlerkreise an. In den „Schwimmenden Blättern“ wird er verschiedentlich „der Barde“ des Vereines genannt. Knittels Wappenschilden läßt erkennen, wie frei sich der Künstler in der Formgebung zu bewegen pflegt; die lebenssprühende Gestalt des Bildhauers ragt über den Wappenrand hervor. Die Wappenbilder gehören meines Erachtens mit zu den besten künstlerischen Schöpfungen Dürers. Die meisten sind mit feinem Humor und guter Bildwirkung entworfen, zugleich frei von jedweden langweiligem Schematismus. Wie ein Bild von Moritz von Schwind mutet der Wappen des Amtmanns Hirtler (Abb. 28) an. Seine linke Hälfte weist auf Hirtlers Tätigkeit und seinen Gerechtigkeitsinn hin — Schwert und Wage —, die rechte ist eine Anspielung auf seinen Namen. (Es handelt sich um „sprechende“ Wappen.) Wir sehen einen jugendlichen Hirten unter einem Baume

sprechend sind die klaren, reinen Augen des anmutigen, intelligenten Knaben wiedergegeben!

Verschiedene Bildnisse aus den Jahren 1847 bis 1850 führen uns in den Kreis seiner Freunde aus dem Freiburger Pontemolle. Auch die Wappenschilder der „Sternenritter“, die im mehrfach erwähnten Aufsätze von Dr. Engelbert Krebs über die Freiburger Künstlergesellschaft abgebildet sind, gehören hierher. Dort findet der Leser auch Näheres über das künstlerische Lebenswerk des Freiburger Bildhauers Alois Knittel, dessen Porträt aus jenen Tagen wir hier (Abb. 26) bringen. Knittels Wappenschild aus dem Pontemolle-Aufsatz (Abb. 27) stellt den Künstler als Tiroler mit Zither, Büchse und einem „Knüttel“ in der Hand dar.

Der Knüttel spielt auf seinen Namen, die Zither auf seine Tätigkeit im Künstlerkreise an. In den „Schwimmenden Blättern“ wird er verschiedentlich „der Barde“ des Vereines genannt. Knittels Wappenschilden läßt erkennen, wie frei sich der Künstler in der Formgebung zu bewegen pflegt; die lebenssprühende Gestalt des Bildhauers ragt über den Wappenrand hervor. Die Wappenbilder gehören meines Erachtens mit zu den besten künstlerischen Schöpfungen Dürers. Die meisten sind mit feinem Humor und guter Bildwirkung entworfen, zugleich frei von jedweden langweiligem Schematismus. Wie ein Bild von Moritz von Schwind mutet der Wappen des Amtmanns Hirtler (Abb. 28) an. Seine linke Hälfte weist auf Hirtlers Tätigkeit und seinen Gerechtigkeitsinn hin — Schwert und Wage —, die rechte ist eine Anspielung auf seinen Namen. (Es handelt sich um „sprechende“ Wappen.) Wir sehen einen jugendlichen Hirten unter einem Baume



Abb. 27. Wappenschild des Bildhauers Knittel. (Wiederholt aus dem 42. Jahrelauf, S. 51.)

Der Knüttel spielt auf seinen Namen, die Zither auf seine Tätigkeit im Künstlerkreise an. In den „Schwimmenden Blättern“ wird er verschiedentlich „der Barde“ des Vereines genannt. Knittels Wappenschilden läßt erkennen, wie frei sich der Künstler in der Formgebung zu bewegen pflegt; die lebenssprühende Gestalt des Bildhauers ragt über den Wappenrand hervor. Die Wappenbilder gehören meines Erachtens mit zu den besten künstlerischen Schöpfungen Dürers. Die meisten sind mit feinem Humor und guter Bildwirkung entworfen, zugleich frei von jedweden langweiligem Schematismus. Wie ein Bild von Moritz von Schwind mutet der Wappen des Amtmanns Hirtler (Abb. 28) an. Seine linke Hälfte weist auf Hirtlers Tätigkeit und seinen Gerechtigkeitsinn hin — Schwert und Wage —, die rechte ist eine Anspielung auf seinen Namen. (Es handelt sich um „sprechende“ Wappen.) Wir sehen einen jugendlichen Hirten unter einem Baume

sitzend, einen Schäferhund zur Seite; den Hintergrund bildet Freiburg.

Unter den Wappenbildern fällt dann noch das des Architekten Fügler (Abb. 29) auf. Die große

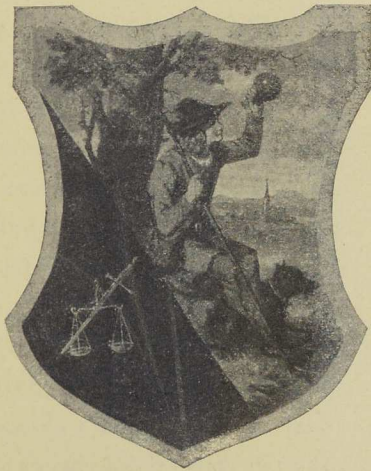


Abb. 28. Wappenschild des Amtmanns Hirtler.
(Wiederholt aus dem 42. Jahrlauf, S. 50.)

Staffelei ist zwar etwas langweilig, aber umso künstlerischer wirkt der Dargestellte selbst, der gerade niedergesessen ist, um mit seinem Zirkel etwas auf einem Plane auszumessen. Originell die ganze Haltung, sprechend ähnlich der scharfgeschnittene Kopf.

Geradezu modern mutet die Wiedergabe der Kleidung an. Wie fein beobachtet ist das Hervorquellen des Hemdes zwischen Weste und Hose! Zugleich schafft sich der Künstler dadurch ein

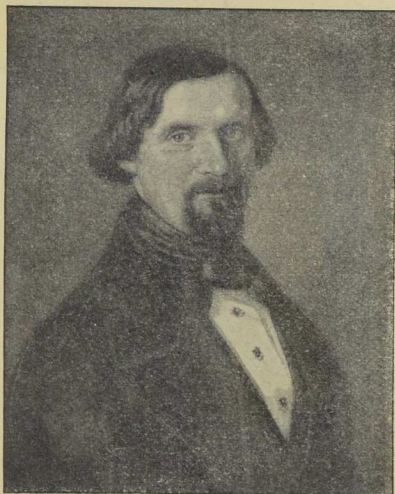


Abb. 30. Ölbild (Größe 59 auf 47 cm). 1847.

Bildnis des Goldarbeiters Stadler Mitglied d. Freiburger „Ponte-Molle“. Besitzer: Frau Oberst Wagemann, Freiburg.

malersches Gegengewicht gegen die weißen Hemdärmel, den Kragen und das Papier des Planes. Zu dem Ponte-Molle-Kreis gehört auch der künstlerisch hochbegabte Goldarbeiter Anton Stadler, dessen Bruder, der Nazarener Maler Nepomuk, auch „Sternenritter“ war. Die Abbildungen 30 und 31 geben das Ehepaar Stadler, die Eltern der Frau Oberst Wagemann, deren jugendliches Bild wir in Abb. 41 bringen. Das Goldschmiedehandwerk war damals mehr als heute

eine künstlerische Betätigung; der Kunstsinne und die kunstgewerbliche Tüchtigkeit des einzelnen Meisters kam damals ganz anders als heute, wo der Juwelier eigentlich mehr Händler und Kaufmann als Schöpfer ist, zur Geltung. So erklärt es sich denn auch, daß wir Stadler im künstlerischen Kreise der Sternritter antreffen.

Ein hervorragendes Mitglied des Ponte-Molle war Dr. med. Adolf Siegler (1820 bis 1889) (Abb.

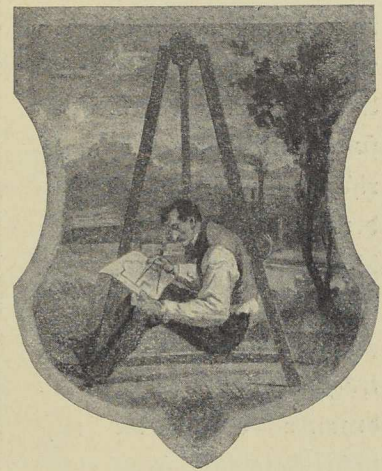


Abb. 29. Wappenschild des Architekten Fügler.
(Wiederholt aus dem 42. Jahrlauf, S. 53.)

32), der als Arzt und Apotheker hier wirkte. Nach kurzer Ausübung der ärztlichen Praxis war er mehrere Jahre Assistent am zoologisch-physiologischen Institut der Universität und zu gleicher Zeit Groß-

Apotheken-Visittator des Ober-rheinkreises. Hierauf widmete er sich, seiner künstlerischen Begabung folgend, dem Spezialgebiet der Herstellung plastisch-anatomischer Lehrmittel, die ihm in der



Abb. 31. Ölbild (Größe 54 auf 42 cm). 1847.

Frau Goldarbeiter Stadler. Besitzer: Frau Oberst Wagemann, Freiburg.

wissenschaftlichen Welt weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Anerkennung und Auszeichnungen erwarben⁷⁰⁾. Im Kriegsjahre 1870 war er als Mitglied des Männerhilfsvereines tätig. Seine künstlerischen Neigungen führten ihn wie Stadler in den Kreis des Ponte-Molle; näheres darüber

lese man bei Krebs nach. Das kleine Bildchen stellt Ziegler im 30. Lebensjahre dar und soll nach Aussage seiner Witwe ganz hervorragend ähnlich sein. Es wirkt heute noch durch die Unmittelbarkeit der Auffassung und durch die malerischen Qualitäten. Besonders lebenswahr sind die blauen Augen getroffen. Über der gelben, weitausegeschneidene Lederweste trägt Ziegler einen dunkelbraunen Rock; die tiefblaue Halsbinde bringt einen freudigen Farbenton in das Ganze. Gut beobachtet ist das dunkle, an den Schläfen ins Gesicht gekämmte Haar und die helleren Töne der Härchen am



Abb. 32. Ölgemälde (Größe 39,5 auf 30 cm) 1850.
Dr. med. Adolf Ziegler.
Eigentümer: Frau Dr. A. Ziegler, Witwe.

Backenbart und Schnurrbart. —

Mit den Bildnissen der Familie Rentammann Sporer (Abb. 33 und 34) treten wir in den Kreis der Honoratioren ein⁷¹). Das männliche Porträt, das den schönen, auf Amt und Würden stolzen Rentammann wiedergibt, scheint mir besser gelungen als das seiner Gemahlin, die viel zu glatt und konventionell gemalt ist, um lebenswahr zu wirken. Sein bestes Porträt dürften wir wohl in dem 1851 entstandenen Ölbildnis des Geheimrat und Regierungsdirektors Dr. Josef Kern (Abb. 35) vor uns haben. Der Künstler kannte Kern persönlich und

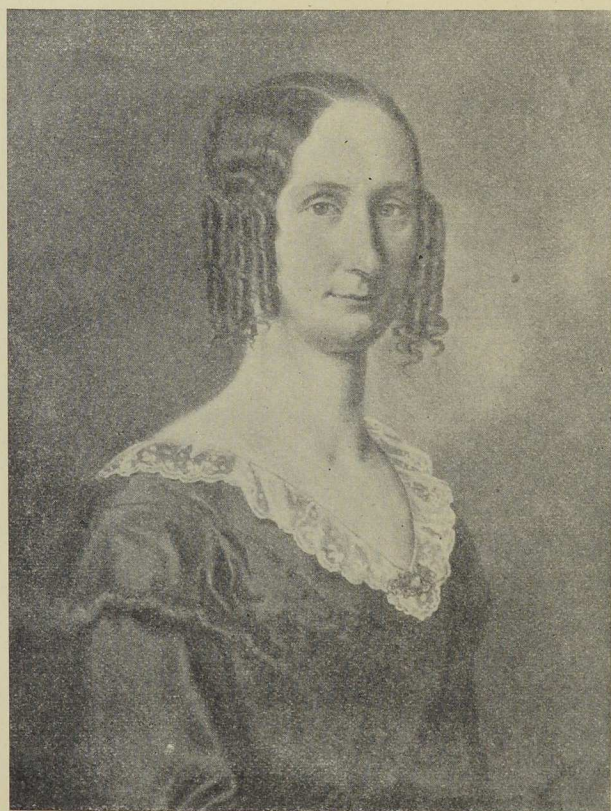


Abb. 33. Ölbild (Größe 67 auf 54 cm). 1848.
Frau Rentammann Maria Anna Sporer, geb. Jög.
Besitzer: E. Wolf, Freiburg i. Br.

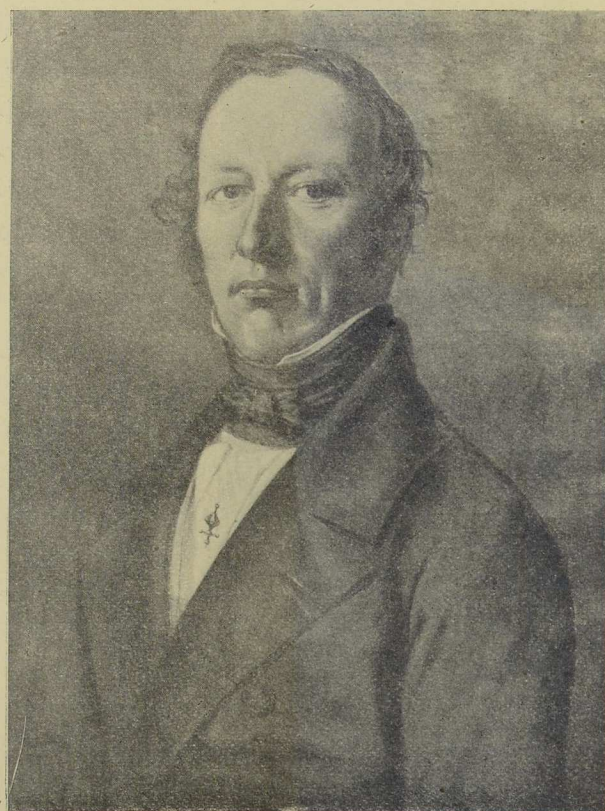


Abb. 34. Ölbild (Größe 67 auf 54 cm). 1848.
Rentammann Josef Anton Sporer.
Besitzer: E. Wolf, Freiburg i. Br.

hatte reichlich Gelegenheit, ihn gründlich zu studieren, gehörte er doch mit dem Hofgerichtsrat von Bömbly (Abb. 36) dem Vorstand des Freiburger Kunstvereines an, dessen Konservator Dürr bekanntlich jahrelang war.

Kern war wohl die bedeutendste Persönlichkeit in dem damaligen Freiburg. Das Bild stellt ihn in seinem 85. Lebensjahre dar, anderthalb Jahre vor seinem Tode. Die ganze Haltung, jeder Zug des energischen, etwas an Richard Wagner erinnernden Gesichtes verrät die einstige politische Bedeutung dieses starken, bis ins höchste Greisenalter tätigen Mannes, der 1820 Freiburgs erster Abgeordneter in der Badischen Kammer war. Kern war am 17. März 1766 zu Waldshut geboren und hatte zu Freiburg Jura studiert. Nach kurzer Tätigkeit als Advokat wurde er 1807 Stadtamtman in Freiburg, dann 1810 Rat bei der Direktion des Wiesentalkreises zu Lörrach. 1820 Hofgerichtsrat in Meersburg und dann Kreisrat in Frei-

burg. 1820 und 1825 war er Präsident der Ständekammer. In der Badischen Biographie (I, 458) heißt es in bezug auf seine Tätigkeit als Präsident: „Kern verstand es, diesem Amt eine politische Bedeutung zu verleihen, indem er sich dem herrschenden Regierungssystem und dessen Vertretern mit großer Gewandtheit als Organ darbot, durch welche die Kammerverhandlungen in das von der Regierung gewünschte Geleise



gelenkt und in demselben erhalten wurden. Kern war mit aller Entschiedenheit konservativ und haßte die liberale Partei und ihre hervorragenden Vertreter, und trat denselben auch mit Entschlossenheit in und außer der Kammer entgegen. Die Regierung wußte die Dienste, welche er in der Stellung als Präsident leistete, denn auch sehr

wohl zu schätzen; am Schlusse des Landtages 1825 ließ ihm der Großherzog Ludwig durch den Staatsminister von Berstett als Beweis seiner besonderen Zufriedenheit eine Gratifikation von 2000 fl. überreichen.“ Zur Überwachung des Seekreises wurde Kern, der damals bereits 75 Jahre alt war, 1841 zum Kreisdirektor in Konstanz ernannt, welches Amt er bis zu seiner Pensionierung 1844 beibehielt. Während seiner langen Amtstätigkeit in Freiburg beschäftigte er sich nachhaltig mit den wirtschaftlichen Interessen seines Kreises. Er hat sich besondere Verdienste um das Zustandekommen des Elzkanals erworben;

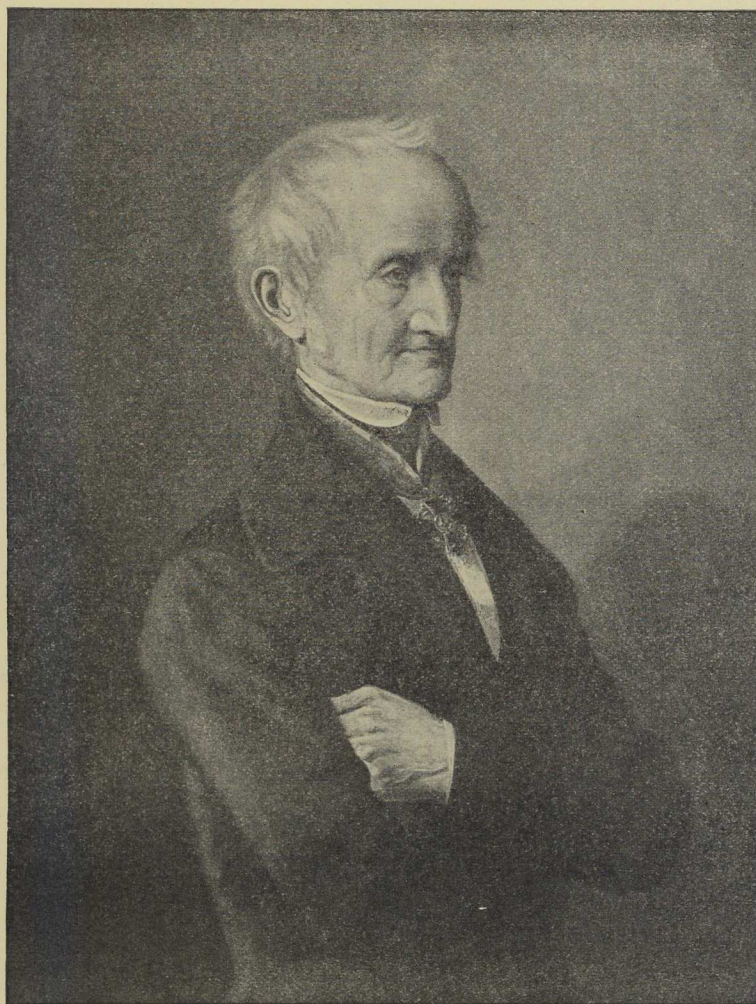


Abb. 35. Ölbild (Größe 79 auf 60 cm). 1851.
Geheimerat und Regierungsdirektor Dr. Josef Kern,
der erste Abgeordnete Freiburgs in der badischen Ständekammer.
Besitzer: Landgerichtsdirektor Baumgartner, Karlsruhe.



auch war er ein großer Förderer des „Landwirtschaftlichen Vereines“. Noch als hochbetagter Greis übernahm er die Vertretung des oberrh. landwirtschaftlichen Kreises in Karlsruhe. Neben naturwissenschaftlichen Interessen (Botanik, Mineralogie) hatte er auch ein tiefes Verständnis für künstlerische Bestrebungen. Am 20. Oktober 1852 starb er infolge eines Blutsturzes. — Auch wenn wir nichts von der interessanten Lebensgeschichte dieses

Politikers wüßten, würden wir beim Anblick seines Bildnisses nicht daran zweifeln, daß wir es mit einer ganz hervorragenden Persönlichkeit zu tun haben. Der streitbare, unversöhnliche, harte Charakter des Mannes, der unbeirrt um die Volksgunst den Weg seiner Überzeugung gegangen, ist vortrefflich wiedergegeben; die Augen — der etwas starre Blick — verraten, wie die geschwollenen Adern der ausgezeichnet gemalten Hand — bekanntlich eine der schwersten Aufgaben der Porträtmalerei —, daß die Lebensstage dieses



Abb. 36. Getönte Bleistiftskizze (Größe 16 auf 11,5 cm).
von Bömbke

Zofgerichtsrat und Vorstand des Freiburger Kunstvereines.
Besitzer: Ludwig Rosentbals Antiquariat, München.

Mannes gezählt sind und daß der Tod ihn bald aus seinem Wirkungskreis abberufen wird. Mit welcher realistischen Kühnheit hat Dürer das wilde, struppige Haar des Greises hingeworfen!

Aus etwas späterer Zeit rührt die farbige Skizze des Generalleutnants Friedrich Michael von Boeckh her (Abb. 37), dessen segensreiches Wirken hier noch in vielen Kreisen in dankbarer Erinnerung fortlebt. Als von Boeckh in den sechziger Jahren sich hier niederließ, hatte er eine erfolgreiche militärische Laufbahn hinter sich. Er war am 1. April 1806 in Karlsruhe als der Sohn

des bad. Staatsministers Christ. Friedr. v. Boeckh geboren und war in jungen Jahren Offizier geworden. Seine große militärische Befähigung, besonders auf organisatorischem Gebiet zeigte sich bald; so finden wir ihn schon 1836 als persönlichen Adjutanten des Präsidenten des badischen Kriegsministeriums, des Generals von Freydorf, und bald darauf als Hauptmann im Kriegsministerium. In dieser Stellung hatte er besonders die Militärfragen in der Kammer zu vertreten. Besondere Verdienste für Freiburg erwarb er sich



Abb. 37. Getönte Bleistiftskizze (Größe 16 auf 11,5 cm)
Generalleutnant Friedrich Michael von Boeckh.
Besitzer: Ludwig Rosentbals Antiquariat, München.

dadurch, daß 1842 durch seine Bemühungen wieder eine Garnison hierher kam. 1859 wurde ihm unter Ernennung zum Generalmajor eine Direktorstelle im Kriegsministerium übertragen. 1861 kam er als badischer Bevollmächtigter bei der „Militärkommission des Deutschen Bundes“ nach Frankfurt a. M. 1862 nahm er an der Spezialkommission teil, die zum Zwecke der Begutachtung der Küstenverteidigungspläne eingesetzt worden war. Das Jahr 1866 brachte ihm, der mit seinem Großherzog innerlich auf der Seite Preußens stand, eine schwere Enttäuschung. Er legte sein Amt nieder; beim Abschied wurde er zum Generalleutnant

befördert. Als der siebenziger Krieg ausbrach, stellte er — der fünfundsechzigjährige — sich dem Vaterlande zur Verfügung. Aber sein Gesuch wurde abgelehnt, „da ein seiner hohen Stellung entsprechender Posten nicht verfügbar sei“. Die Kriegslage damals war eben eine ganz andere als heute; heute hätte der verdienstvolle Mann wohl jedenfalls Gelegenheit gefunden, sich militärisch aktiv zu betätigen. So blieb ihm nur übrig, sich in den Dienst der Wohlfahrt zu stellen. Hervorzuheben ist ferner seine eifrige Tätigkeit für das Zustandekommen des „Siegesdenkmals“, dessen Einweihung in Gegenwart Kaiser Wilhelms I., des Kronprinzen, des damaligen Großherzogs und des Siegers von Belfort, General von Werder, am 3. Oktober 1876 stattfand. v. Boeckh war ein großer Naturfreund und durchwanderte in seltener Frische den Schwarzwald. Er war der Gründer des Schwarzwaldvereines und dessen erster langjähriger Präsident. Am 15. Juni 1890 ist er hier nach längerer Krankheit gestorben. Die farbige Zeichnung, die ihn, wie mir Persönlichkeiten, die ihn noch gekannt haben, versicherten, sprechend ähnlich wiedergibt, läßt erkennen, daß wir es bei dem General weniger mit einem strategischen Genie als mit einem Aktenmenschen, einem Organisator zu tun haben. Ungemein flott ist das Bildchen hingeworfen, mit sicheren Strichen das Wesentliche herausgearbeitet. Wie lebenswahr ist z. B. die Linie des kahlen Kopfes behandelt, wie genau ist hier jede Erhöhung und Vertiefung beobachtet! Und wie plastisch ist zugleich alles gelungen! Und dieses mit den einfachsten zeichnerischen Mitteln.

Daß Dürr bis ins Greisenalter hinein erfolgreich als Porträtmaler tätig war, beweist uns das warm gehaltene Dankschreiben des Stadtsekretärs der Stadt Bloemfontein (Oranje-Freistaat, Südafrika) vom 23. Mai 1885 (siehe Anlage 6). Durch welche Beziehungen dem siebenzigjährigen Künstler der Auftrag zuteil wurde, für das im fernen Weltteil gelegene Stadthaus die Bildnisse des Staatspräsidenten und des Bürgermeisters zu malen, läßt sich nicht feststellen; aber die Tatsache an und für sich legt Zeugnis davon ab, wie weit sein künstlerischer Ruf gedrungen war. Leider erlaubten die Verhältnisse des Krieges nicht, mit den jetzt englischen Behörden zum Zwecke der

Aufnahme der beiden Bildnisse in Verbindung zu treten. —

Die beiden Bildnisse des Generalleutnants v. Boeckh und des Hofgerichtsrates v. Bömble stammen aus der mir nachträglich zugänglich gewordenen Mappe mit 24 Porträts, worüber der Leser das Nähere in Anmerkung 67 findet. Derselben Mappe gehört auch die äußerst charakteristische Bleistiftskizze des früheren Stadtpfarrers zu St. Martin in Freiburg, Oswald Bremeier⁷² (Abb. 38) an, der 1874 hierher kam. Wir geben



Abb. 38. Bleistiftskizze (Größe 18 auf 11,5 cm).
Oswald Bremeier,
Stadtpfarrer zu St. Martin in Freiburg i. Br.
Besitzer: Ludwig Rosenthals Antiquariat, München.

das Bildchen wieder als einen Beleg für seine hervorragende Kunst der Individualisierung. Welch einen gewaltigen Unterschied zeigen die beiden Geistlichen, die wir in unserem Aufsatz abbildeten: Alban Stolz, der einsiedlerische, bedürfnislose, asketische Theologe, Bremeier, der joviale, wohlhabende Weltgeistliche!

Beim Durchblättern seiner Skizzenbücher und hinterlassenen Porträtskizzen fällt auf, daß man so wenigen Skizzen von Frauen begegnet. Im Verhältnis zu den männlichen Porträts sind sie in großer Minderheit; hauptsächlich hat er nur

Skizzen von seinen Töchtern gezeichnet. Man könnte daraus schließen, daß Dürer überhaupt kein Interesse an Frauenbildnissen gehabt hätte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Wenn sie in den Skizzenbüchern seltener anzutreffen sind, so wird das darin seine Erklärung finden, daß wohl die meisten dieser Porträtskizzen, soweit sie nicht seine Familie betreffen, im Verkehr mit seinen Bekannten am Biertisch entstanden sein mögen. Daß Dürer die Frauenwelt mit derselben Sicherheit wiederzugeben wußte, wie wir dies bei seinen Männerbildnissen festzustellen in der Lage waren, dafür haben wir in den hier abgebildeten Frauenbildnissen (Abb. 39, 40 u. 41) den besten Beweis. — Mädchen-



Abb. 39. Ölbild (Größe 88 auf 67 cm). 1857.

Fräulein Amalie Gramm.
Vef.: J. B. Gramm, Freiburg i. Br.

haft scheu tritt die anmutige achtzehn jährige Amalie Gramm vor uns hin; ihr Blick ist fragend in die Ferne gerichtet. Den Liebreiz, den ein solches junges, dem Leben entgegenblühendes Wesen ausübt, hat Dürer in sinniger Weise zu gestalten gewußt. Wie ein englisches Frauenbildnis etwa eines Reynolds mutet uns dieses poesievolle Por-

trät an, dessen Zauber auch in der bescheiden in den Hintergrund gedrängten Landschaft und in der virtuosenhaften Behandlung des Kostümlichen, besonders der Spitzen und des Schmuckes beruht. — Dabei weiß der Künstler die einzelnen Frauenbildnisse nach den Charakteren fein zu individualisieren. Man vergleiche darauf hin das Bildnis der Marie Glaris mit dem von Fräulein Stadler, der jetzigen Frau Oberst Wagemann. Auf der einen Seite das schlichte und häuslich erzogene wohlhabende Bürgerkind, auf der andern das gefeierte, auf seine Schönheit und stattliche Erscheinung mit Recht stolze Weltkind. Dort liegt der ganze künstlerische Akzent in den klaren, etwas streng blickenden Augen (das Kostümliche ist ganz zurückhaltend behandelt, kein

Schmuck am Kleid, nur ein Blätterzweig in den Haaren) — hier eine fast an Winterhalter erinnernde Durchführung. Wie wirkungsvoll umrahmt das mächtige dunkle Haar das feine Oval mit den dunklen Augen. Wie reizvoll ist der schlanke Hals und der entblößte Nacken behandelt! Die lange goldene Kette dient dazu, die schönen Körperformen plastischer herauszuarbeiten. In den Ohren, am Arme Schmuck, in der Hand ein Blumenzweig. Auch hier überraschend feine Wiedergabe des kostbaren Spitzenkleides, das den schönen Arm leicht durchscheinen läßt.

Mit diesen poesievollen Schöpfungen wollen wir die Betrachtung seiner Porträts abschließen. Wenn wir hierbei nicht auf seine Kinderbildnisse eingegangen sind, so geschah dies deshalb, weil wir seiner Tätigkeit als Kinder- und Puttenmaler einen besonderen Abschnitt widmen wollen. Einem Künstler, der so fein empfundene, lebenswahre Frauenbildnisse zu gestalten wußte, kann auch die Welt der Kinder kein verschlossenes Buch sein. Der Frauenmaler Reynolds war auch der berühmteste Kindermaler seiner Zeit. Freilich sind Muthers Worte⁷³): „Die Kinderbilder dieses kinderlosen alten Junggesellen waren eine künstlerische Offenbarung für die damalige Zeit und sind das Entzücken der heutigen“ auf unseren bescheidenen Freiburger Künstler nicht anzuwenden; aber seine Kinderschöpfungen verdienen wegen ihrer Eigenart und ihres künstlerischen Wertes immerhin eine eingehendere Würdigung.

7. Der Kinder- und Puttenmaler.

Was Reynolds, Murillo, Feuerbach und andere große Maler immer wieder zu den Kindern gezogen hat, ist die reine, ungekünstelte Natur, das Ursprüngliche und Naive, das die Kindesseele offenbart. Mit großer Stärke äußern sich beim Kinde die Gefühle, unvermittelt geht es vom ausgelassenen Jubel zum herzerschütternden Weinen über. In dieser Impulsivität liegt schon an und für sich ein hervorragendes künstlerisches Moment. Dazu tritt noch der Reiz des Unfertigen und Zarten, den der jugendliche Körper darbietet. Bei aller Unbeholfenheit und Unklarheit der Bewegungen wirkt der jugendliche Körper ästhetisch anziehend. Diesen wunderbaren Reiz des Kindlichen haben

alle Madonnenmaler auszunützen gewußt, sei es, daß sie das Christuskindchen selbst in seiner kindlichen Naivität zu gestalten wußten, sei es, daß sie ihm eine Schar entzückender Engel zugesellten. Wer kennt nicht die süßen Engelgestalten, die Albrecht Dürer in seinem „Marienleben“ dem deutschen Volke geschildert hat? —

Das schwierigste Problem für den Maler bleibt das Kinderporträt. Woher kommt es, daß uns die wenigsten Kinderbildnisse befriedigen?



Abb. 40. Ölbild (Größe 78 auf 58 cm). 1863.
Porträt der achtzehnjährigen Marie Glaris,
späteren Frau Bankier Adolf Krebs.
Besitzer: Frau Dr. Fridolin Schinzinger.

Das Starre, das Festgebannte, das nun einmal jedes Porträt mehr oder weniger hat, steht eben mit dem stets seelisch bewegten Antlitz des Kindes im schärfsten Widerspruch — dazu sind die einzelnen Züge meist noch so unfertig, noch so der Veränderung unterworfen, daß das Charakteristische herauszufinden dem Maler nur selten gelingt. Anders verhält es sich mit den Augen; hier helfen dem Maler die dem kindlichen Blick so charakteristischen Eigentümlichkeiten, die durch die Konstanz des Parallelismus der Schachsen und durch die große Weite der Pupille hervorgerufen werden.

Das Kind scheint mit dem Auge einen unendlich weiten Sehkreis zu beschreiben; dies gibt ihm etwas Schwärmerisches, Weltfernes und zugleich Unschuldiges.

Schon auf früheren Bildern des Künstlers sind wir ausgezeichnet gelungenen Kindergestalten begegnet; ich erinnere nur an die Kinder auf dem „Jesu als Kinderfreund“, an die der Zeichnungen des „Friedrich-Luisen-Albums“ (Abb. 14 u. 15) und an die auf dem Karlsruher Gallus-Bilde (Abb. 12).



Abb. 41. Ölbild (Größe 97 auf 73 cm). 1868.
Bildnis von Fräulein Stadler,
jetzt Frau Oberst Wagemann.
Besitzer: Frau Bergassessor Stapf, Kadot bei Samn.

Im folgenden betrachten wir zunächst seine Kinderporträts und dann seine Kinder- bzw. Puttenszenen. Dürr soll sehr viele Kinderbildnisse, meist in Pastelltechnik, gemalt haben. Von den mir bekannt gewordenen teile ich hier drei Proben mit. Das anmutige Pastellbildchen (Abb. 42) wirkt heute noch durch die Vornehmheit und Frische der Farbgebung. Ganz vortrefflich gelungen ist die Inkarnation des rosigen Gesichtchens und des Körperchens. Das liebliche Kindchen, dessen blaue Augen wohl am wirkungsvollsten sind, trägt ein blaues Gewand — ein Inventar-

stück des Künstlers, womit er die zu malenden Kinder zu bekleiden pflegte. Wir begegnen ihm auch auf dem anderen Kinderbildchen (Abb. 43), das ein noch kleineres Kind darstellt⁷⁴⁾. Hier ist das dicke Kinderköpfchen mit dem kleinen Näschen und den dichten Locken ganz entzückend herausgearbeitet. Die Fußstellung erscheint etwas geziert, aber das teilt das Bildchen mit Murillos berühmtem Kinderbild „Dem guten Hirten“. — Das beste Kinderporträt dürfte wohl das Doppel-



Abb. 42. Pastellbild (Größe 42 auf 30 cm). 1860.
Kinderbildnis.
Besitzer: Frau Dr. Adolf Ziegler, Witwe, Freiburg i. Br.

bildnis der Schwestern Gramm⁷⁵⁾ (Abb. 44) sein. Schon die Anordnung der beiden lieblichen, einen Blumenkorb tragenden Kinder in dem ovalen Raum ist hochpoetisch. Stimmungsvoll wirkt dann ferner, daß das ältere sechsjährige Kind Maria seinen Arm um das ein Jahr jüngere Schwesterchen Agnes schlingt, das sich leicht an die Ältere anlehnt. Wie fein sind die beiden Kinder, die im Gesichtsausdruck, in der Haarfarbe und in den Augen schon an und für sich Gegensätze darbieten, individualisiert! Wir glauben, Agnes, der der

Schalk aus den lebhaften Augen lacht, werde im nächsten Augenblick den Beschauer anreden. Die Ältere, deren Blick sinnend in die Ferne gerichtet ist, ist die ernstere; Dürr läßt sie denn auch ein goldenes Kreuzchen als Hals schmuck tragen.

Eine liebe-
liche Kinder-
gruppe haben
wir in dem
Aquarell
„Kahnfahrt“
aus dem Jahre
1868 vor uns
(Abb. 45)⁷⁶⁾.

Die einzelnen
Gruppen schließen sich glücklich zusammen. Wie
lieblich wirken die beiden blumenbekränzten Mäd-
chen, von denen das eine gerade zur Laute spielt.



Abb. 43. Pastellbildnis
(Größe 40 auf 35 cm). 1859.
Besitzer: Frau Konsul Reiser, 3. St. Berlin
(früher Konstantinopel).



Abb. 44. Ölbild (Größe 50 1/2 auf 89 cm). 1873.
Maria und Agnes Gramm.
Besitzer: J. B. Gramm, Freiburg i. Br.

Weniger glücklich im Motiv erscheint mir das Mädchen, das nach den Enten hascht. Eine romantische, vielleicht etwas zu sentimentale Stimmung liegt über dem Ganzen ausgebreitet.



Wir fühlen uns in die Welt von Moritz von Schwind versetzt.

Unter dem Bilde stehen die folgenden Verse von Alois Schreiber:

„Kennst Du auch die holde Zeit
Von den goldnen Kinderträumen?
Ach, Du darfst nicht lange säumen,
Ihre Heimat liegt gar weit.“

Die romantische Stimmung des Bildes erklärt sich auch daraus, daß es auf eine frühere Schaffensperiode des Künstlers zurückgeht. Im wesent-

Allerhöchstes Schreiben der Großherzogin
Luise von Baden.

„Sie haben mir eine wohlgelungene Aquarelle zukommen lassen, durch welche Sie den sinnigen Vers Alois Schreibers über die „goldene Zeit mit den frommen Kinderträumen“ in anmuthiger Weise zur Darstellung bringen. Sie haben mir durch diese Zusendung eine große Freude bereitet und eine Aufmerksamkeit bewiesen, für welche ich Ihnen den herzlichsten



Abb. 45. Aquarell (Größe 38 auf 27 cm). 1868. Kahnfahrt.

Besitzer: Fräulein Frida Schubmacher, Freiburg i. Br.

lichen stimmt das Bild mit der an und für sich wenig bedeutenden Lithographie überein „Schwimmende Blätter. Der Ponte Molle zur Erinnerung an den 11. Januar 1848“. An Stelle der Enten plätschern dort im Wasser Frösche, die Notenblätter halten und singen; außerdem sieht man auf dem Wasser lose Blätter schwimmen, auf denen Aufschriften zu lesen sind wie „Die Tanzlust“, „Den Liebhabern in der Luft“ usw. —

Dürr hat das Motiv 1878 nochmals gemalt. Aus dem im Nachlasse des Künstlers vorgefundenen Dankschreiben J. Kgl. Hoh. der Großherzogin Luise von Baden geht dies unzweifelhaft hervor.

Dank ausspreche. Indem ich hoffe, daß Sie mir bald Gelegenheit geben werden, Ihnen auch persönlich danken zu können für Ihre freundliche Gabe und die damit kundgegebenen ergebenen Gefinnungen gegen mich, benutze ich gern diesen Anlaß Sie meiner besonderen Wohlgeneigtheit und meiner vorzüglichen Werthschätzung zu versichern.

Karlsruhe, den 6. März 1878.

Luise

Großherzogin von Baden

Prinzessin von Preußen

An den Herren Hofmaler W. Dürr
in Freiburg i/B.“

In die siebziger Jahre fallen auch zwei wohl-
 gelungene Puttenfriesse. Den einen, im Besitze
 von Hofphotograph Ruf, haben wir dem Krebs-
 schen Ponte-Molle-Aufsatz als Titelvignette vor-
 gesetzt. Er ist in Wachsfarbe ausgeführt und
 scheint mir der Entwurf zu einem größeren Fries
 zu sein. Die beiden Friesse erinnern an Rubens'
 bekannten „Früchtekrantz“, nur daß Dürr ein reich
 bewegtes Motiv gewählt hat. Eine musizierende
 Puttenschar bewegt sich an uns vorüber. Voraus
 schreiten drei Putten mit Blasinstrumenten, in
 ihrer Haltung und Bewegung glücklich kontrastiert;
 der nach rückwärts schauende, ein Becken schlagende
 Putto verbindet die vordere Gruppe mit der hin-
 teren. Der Kleine nach rückwärts zu den Singen-
 den gewendete Kapellmeister reitet auf einem Kerl-
 chen, das sich unter dieser Last etwas beugt. Drei
 singende Putten, mit Blumen im Haar, folgen,
 von einem Bande ihre Noten ablesend, auch in
 der Haltung glücklich variiert. Ein Trommel-
 spieler und Zymbalschläger schließt den Zug.
 Dieser Zug atmet Heiterkeit und Frohsinn; der
 andere Fries ist im Bewegungsmotiv gesteigert,
 er schäumt in bacchantischer Lust über. Wir haben
 das Gefühl, als ob sich die andere Natur des
 Künstlers, von der wir anlässlich seines jugend-
 lichen Briefes an die Eltern aus Wien gesprochen
 haben, siegreich geltend mache. Zum frommen
 Madonnenmaler scheint das Bild auf den ersten
 Blick wenig zu passen, obwohl es nichts enthält,
 was das sittliche Gefühl verletzen könnte. Aber
 auch von anderen Kirchenmalern wissen wir, daß
 sie sich gern einmal in die Welt der Sinne ge-
 flüchtet haben; wir brauchen nur an die Holz-
 schnitte des Malers des Freiburger Altarwerkes,
 Hans Baldung Grien, zu erinnern. Daß in der
 Antike auf das ernste Trauerspiel das ausgelassene
 Satyrspiel folgte, ist von dem gleichen psycholo-
 gischen Grundgesetz hervorgerufen, nach dem es
 unmöglich scheint, die Seele dauernd in den höch-
 sten Sphären des Erhabenen zu halten. Der Fries
 (abgebildet als Titelvignette am Anfang der Ab-
 handlung) schmückte, wie wir schon früher aus-
 geführt haben, einst des Künstlers Freiburger Heim.
 Dem bacchantischen Grundcharakter entsprechend
 ist er in lebhaften Farben gemalt. Der Hinter-
 grund ist blaugrün —, der schmale Höhenzug

tiefblau. Die flatternden Tücher rot, gelb, violett
 und weißgelb. Das Inkarnat des reitenden Putto
 ist besonders leuchtend rosig⁷⁷⁾. Das Kopfhaar
 der Putten ist schwarz, braun, rotbraun und
 hellblond. Das Fell des Bockes ist rostrot und
 schmutzigweiß. Der Blumenkrantz, den er um den
 Hals trägt, steht dazu in farbenprächtigen Gegen-
 satz. Die einzelnen Bewegungsmotive sind treff-
 lich gewählt und fein durchgeführt. Wie ent-
 zückend ist der reitende Putto, dem man die Angst
 ob seines wilden Rittes wohl nachfühlt! Herzig ist
 der erste Putto mit dem Köcher und dem lustig zu
 ihm aufspringenden Zunde. Auf beiden Putten-
 friesen sind die Kinderkörper mit ihren unvoll-
 kommenen Formen und den großen Köpfen und
 den dicken Bäuchelchen ausgezeichnet beobachtet.
 Die Fleischöne der Putten sind überraschend gut
 gelungen. Wir bedauern, daß es dem Künstler
 nicht vergönnt war, auf diesem Gebiete in einem
 größeren Werke sein Können zu zeigen.

Wie aus dem Nachlasse ersichtlich ist, hat sich
 Dürr jahrelang mit einem Motiv getragen, welches
 von einem älteren Manne beobachtete spielende
 Kinder darstellt. Der erste mir bekannt gewordene
 Entwurf fällt in das Jahr 1862; eine Skizze aus
 dem Jahre 1882 vertieft das ganze Motiv. Mit
 diesen Skizzen dürften vier Bilder in Verbindung
 stehen: I. eine Tuschzeichnung „Kinderszene“
 aus dem Jahre 1865, die sich im Besitze von Frau
 Oberst Sagemann in Freiburg befindet. In
 ein von einem Bogen gekröntes Stadttor fährt ein
 von zwei Böcken gezogener Korbwagen, in dem
 sieben mit Blumen geschmückte Mädchen sitzen.
 Auf einem der Böcke reitet ein Junge, ein anderer
 springt neben dem Wagen einher, ein dritter schiebt
 hinten. Auch der nebenherspringende Hund, den
 wir schon auf dem Puttenfries sahen, fehlt nicht.
 Der eine sich wild aufbäumende Bock hat sich
 losgerissen, so daß ein Zugriemen auf dem Boden
 schleift. Die Kinder haben das noch nicht bemerkt.
 Der ältere Mann, eine Brille auf der Nase, ist
 noch etwas jünger und beleibter als der auf den
 späteren Bildern; er steht auf der Seite, das bunte
 Treiben der Kinder beobachtend. Besonders her-
 vorzuheben ist eines der Mädchen, das ein jüngeres
 Kind liebevoll im Schoße hat und mütterlich be-
 treut.

Das zweite Bildchen, das zu dieser Gruppe gehört, haben wir in der Illustration zu Alban Stolz' Kalender „Kohl schwarz“ (Abb. 60) vor uns, auf die wir im Zusammenhang mit dem dritten Bildchen der Illustrationen zu Hebel's Gedicht „Auf den Tod eines Sechers“ (Abb. 57) im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen. Das letzte hierherzurechnende Bildchen ist das aus den letzten Schaffensjahren des Künstlers stammende Wachsfarbenbild „Der Kinderbrunnen“ (Abb. 46) aus dem Jahre 1888.



das kleine Mädchen durchgeführt, das dem Beschauer den Rücken zugehrt und in den Brunnen hinabblickt. Diese Gestalt hätte auch ein Fritz Reiß oder Kurt Liebich nicht besser gemacht.

In diesem Zusammenhang sei auch das kleine „Schutzengelbild“ (Abb. 47) besprochen, das aus dem Jahre 1868 stammt. Dem älteren Kindchen zeigen zwei Schutzengel das soeben angekommene Geschwisterchen. Das in einen gotischen Rahmen gestellte Bildchen wirkt seiner Komposition wie seinen Farben nach recht stimmungsvoll.



Abb. 46. Gemälde in Wachsfarben (Größe 50 auf 30 cm). München 1888. „Kinderbrunnen.“
Besitzer: Frau Dr. Großmann, Witwe, Freiburg i. Br.

Das Beste an dieser Schöpfung sind auch hier die Kinder. Die Landschaft mit der Ruine auf der linken Seite, dem Dorfe rechts hinten und dem mit einem Muttergottesbilde geschmückten Brunnen rechts vorn, macht einen akademischen, gekünstelten Eindruck. Natürlich dagegen wirken die um den Brunnen gruppierten Kinder. Der alte Kinderfreund, älterer und magerer geworden als auf den früheren Bildern, lauscht mit kaum verhaltenem Schmunzeln dem Berichte des kleinen, goldigen Mädchens, das von dem „Kinderbrunnen“ eifrig zu berichten weiß. Besonders glücklich ist



Der rückwärts befindliche Engel, der sein Antlitz neigt und seine Hand segnend ausbreitet, trägt ein rosanes Gewand, über das ein grüner Mantel hängt. Sehr schön im Bewegungsmotiv ist der kniende Engel vorn, dessen von dunklem Haar umrahmtes feines Gesichtchen sich in scharfer Profilstellung von dem zweiten Engel abhebt. Er trägt ein orangegelbes Kleid mit einem grünen Gürtel; das Untergewand ist violett. Die Flügel sind grünlich-weiß. Auch dieses Bildchen war mit einigen Skizzen auf der obenerwähnten Freiburger Jahrhundertausstellung ausgestellt;

von ihnen sagte Sutter: „Einige Arbeiten von ganz kleinem Format, zum Teil Skizzen, ließen den Künstler (Dürer) frischer und persönlicher erkennen, als man ihn von den meist konventionellen Altarbildern zu kennen gewohnt ist.“⁷⁸⁾



Abb. 47. Ölbild (Größe 19,5 auf 28 cm). 1868.
„Schutzengelbild.“
Besitzer: J. B. Gramm, Freiburg i. Br.

8. Der historische Gesellschaftsmaler.

Eine besondere Gruppe unter seinen Porträts bilden die „historischen Gesellschaftsbilder“. Diese gehen in ihrer Anlage auf ein doppeltes Vorbild zurück. Ihre eigentliche Heimat sind die Niederlande; dort war es in der Blütezeit der holländischen Malerei üblich, mehrere Personen bildnismäßig in zwanglosem Beisammensein zu malen. Es sei hier nur an Franz Hals' „Doelenstücke“ im Museum zu Haarlem und an Rembrandt's „Anatomiestunde“ im Museum im Haag und „Die Staalmeesters“ im Reichsmuseum zu Amsterdam erinnert. Ob Dürer diese Bilder auf seiner Reise nach den Niederlanden im Original gesehen hat, ist zweifelhaft. Wenigstens haben wir darüber keine Aufzeichnungen. Aus den Einträgen in einem mir nachträglich bekannt gewordenen Skizzenbuche aus dem Jahre 1853 geht hervor, daß er sich in dieser Zeit in Belgien, in Antwerpen und Brügge aufgehalten hat⁷⁹⁾.

Eine unmittelbare Anregung durch den Aufenthalt in den Niederlanden ist aber nicht nötig, da ihm ja die holländischen Vorbilder durch Stiche bekannt geworden sein mögen. Ein zweites Vorbild finden wir in einem Werke von Moritz von Schwind, dessen Sepiazeichnung „Ein Schubert-Abend“ den niederländischen Gedankengang des „Doelenstückes“ weiterspinnend. Mit diesen Hinweisen auf die großen Vorbilder soll natürlich nicht gesagt werden, daß sich die hierher zu zählenden Dürer'schen Gemälde mit ihnen irgendwie vergleichen ließen. Es sollte nur nachgewiesen werden, wodurch der Künstler zu den immerhin auffallenden Kompositionen angeregt worden sein konnte. Mit diesen Gruppenbildern kehrt Dürer im Grunde genommen zu seinen künstlerischen Anfängen zurück; wir haben es hier mit einer Art Genremalerei zu tun. Das älteste mir bekannt gewordene Gruppenbild ist das Aquarell „Kunst, Künstler und Kunstliebhaber“, 1872 (Abb. 48). Das Bildchen wurde für den damals hohen Preis von 220 fl. vom Mainzer Kunstverein angekauft; es kam dann in den Besitz der Städt. Galerie zu Mainz⁸⁰⁾. Den Schlüssel zu dem Bilde gibt uns eine in Ölwachsfarben ausgeführte Wiederholung, die sich im Besitz des Herrn Hofphotograph C. Ruf, senior, in Freiburg i. Br. befindet (Abb. 49). Die Personen sind mit geringen Ausnahmen auf beiden Bildern die gleichen; nur die ausgestellten Gemälde sind der Zeit entsprechend auf dem jüngeren Bilde geändert. Die Anordnung der verschiedenen Gestalten ist im großen und ganzen recht gelungen. Dadurch, daß die vorderen Fi-



Abb. 48. Aquarell (Größe 23 auf 37,5 cm). 1872.
„Kunst, Künstler und Kunstliebhaber.“
Besitzer: Mainzer Kunstverein.
Ausgestellt in der Städtischen Galerie zu Mainz.

guren sitzen oder in gebeugter Haltung wiedergegeben sind — der sitzende Hofmaler Winterhalter wendet sich Kirner zu, der Kunstliebhaber Hummel betrachtet mit seinem Glase die Technik eines Gemäldes —, wird es möglich, daß die dahinter stehenden Kunstmaler und Kunstfreunde einigermaßen ungezwungen angeordnet werden können. Eine brillante Figur ist der Münzrat Rachel, neben dem der Galeriedirektor



Auf der Freiburger Jahrhundert-Ausstellung (1908—9), worüber im „Schauin's Land“, Jahrlauf 36, Prof. Dr. Karl Sutter berichtete, hat das Bildchen wegen seines Inhaltes Aufmerksamkeit erregt. Sutter nennt es „eine besonders willkommene Gabe“. Es ist zu bedauern, daß damals niemand von der Existenz der früheren Fassung Kenntnis hatte; denn diese rührt aus der besten Zeit des Künstlers her und übertrifft an künst-



Abb. 49. Ölwaehsbild (Größe 32 auf 47,5 cm). 1882. „Künstler in der Karlsruher Gemäldeausstellung“.

(Wiederholt aus Jahrlauf 36, Seite 94.)

Sintere Reihe (von links nach rechts): Weller (Galeriedirektor in Mannheim). W. Dürr (Hofmaler). F. Keller (Prof.). W. Schirmer (Prof.). C. Fr. Lessing (Galeriedirektor in Karlsruhe). L. Rachel (Münzrat). Hofrat Schongart (mit Brille, Sekretär des Staatsministeriums). Seedorf Diez (Prof.). Moritz v. Schwind.

Vordere Reihe (von links nach rechts): Hummel (früher Teilungskommissär in Villingen). Winterhalter (Hofmaler). Johann Kirner (Hofmaler).

Lessing steht. Die leeren Stellen im Bilde weiß Dürr nicht unkünstlerisch durch Kinder auszufüllen, von denen ein Teil bereits Interesse an den Gemälden hat, während die übrigen sich ihrem Spiel hingeben. Auch das Motiv rechts — ein Offizier bietet einer jungen Dame einen Sessel an — ist ungezwungen. Mit einem finsternen Blicke wendet sich der vortrefflich gemalte Schwind gegen die Gruppe, die ihn durch das Gespräch in der Betrachtung gestört hat.



lerischem Werte die schwächliche Wiederholung aus dem Greisenalter in jeder Hinsicht. Es wäre zu wünschen, daß die Freiburger Städtische Sammlung dieses Bildchen von Mainz zu erwerben suchte. Wieso gerade dieses Werkchen dorthin verschlagen wurde, ergibt sich aus folgendem. Dürr war bekanntlich mehrfach Vertreter des Freiburger Kunstvereines auf den Vorstandssitzungen des Rheinischen Kunstvereines. Die auf dem Bilde dargestellten Künstler gehörten fast alle dem Vor-

stande an. Die Herren des Mainzer Kunstvereines kannten wohl die meisten der Abgebildeten persönlich und mochten so ein warmes Interesse an dem Bilde haben, andererseits mochten sie auch den rührigen Vertreter Freiburgs durch den Ankauf des Werkes in seinen künstlerischen Bestrebungen zu fördern suchen.

Ein Gesellschaftsbild historischer Art haben wir in dem malerisch wenig bedeutenden Ölgemälde aus dem Jahre 1880 vor uns, das den „Besuch Kaiser Wilhelms I. in St. Margaretha zu Waldkirch“ schildert (Abb. 50). Es ist auf Bestellung des Herrn Gäß angefertigt⁸¹⁾, der sich mit seiner Frau, dem damaligen Oberamtmann und dem Herrn Fabrikanten Genthe auf demselben



Abb. 50. Ölgemälde (Größe 1,34 auf 0,86 m). 1880.
„Besuch Kaiser Wilhelms I. in St. Margarethen
zu Waldkirch.“
Besitzer: Dr. Plähn, Waldkirch.

befindet. Die schmucken Schwarzwälderinnen in ihrer kleidsamen Tracht, den hohen Gästen Erfrischungen und Blumen anbietend, und die kleinen blumengeschmückten, weißgekleideten Mädchen im Vordergrund bringen etwas Abwechslung in die sonst langweilige Komposition. Häßlich wirkt der dem Beschauer den Rücken zugekehrte Aufwärter, da er durch sein dunkles Gewand zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er lenkt wie die meisten Gestalten links seinen Blick nach Kaiser Wilhelm I., aber kompositionell ist der erlauchte Gast doch nicht genügend in den Vordergrund gerückt.

In diesem Zusammenhang sei auch des historischen Pastellgemäldes gedacht, das „Die Eröffnung des Kaffeehauses zum Kopf“ in Gegenwart der auf der Brautfahrt nach Frankreich sich befindenden Marie Antoinette am 4. Mai

1770 darstellt, 1870 entstanden ist und im jetzigen Gartensaal des Kaffeehauses hängt (Abb. 51). Im Gegensatz zu dem Waldkircher Bilde ist es dem Künstler hier besser gelungen, die wichtigste Gestalt durch die kompositionelle Anordnung herauszuheben. Die Gruppierung der übrigen Anwesenden ist auch viel zwangloser als dort. Das Bild verrät ein gründliches Kostümstudium. Wie weit die abgebildeten Freiburger Persönlichkeiten auf historische Treue Anspruch erheben können, entzieht sich meiner Beurteilung. Auch ist das Bild nicht so bedeutend, als daß es sich verlohnen würde, in dieser Hinsicht weitere Nachforschungen vorzunehmen.

In das Jahr 1871 fällt ein ziemlich schwaches „Transparent“, das anlässlich der Freiburger Siegesfeier, d. h. anlässlich des Einzuges der siegreichen Truppen in die Stadt entstanden ist; der geistliche Rat Dr. Johann Alzog, Professor für Kirchengeschichte, ließ es zur Illumination seines Hauses malen; es stellt Kaiser Wilhelm in Uniform und die Germania dar. Auf die Zeitgenossen damals soll es einen großen Eindruck gemacht haben — das wird im wesentlichen auf Rechnung der Siegesfreude gehen.

Im gleichen Jahre entstand ein Ölgemälde „Germaniens Siegesfeier“, das sich nach den literarischen Quellen in Coblenz befinden soll. Leider gelang es mir nicht, irgend etwas über den Verbleib des Bildes festzustellen; es muß als verschollen gelten. Wie aus den in den Anmerkungen abgedruckten Briefen⁸²⁾ hervorgeht, besteht auch wenig Hoffnung, etwas über sein Schicksal zu erfahren.

9. Der Humorist und Illustrator.

Schon in den früheren Abschnitten konnten wir gelegentlich auf die humoristisch-satirische Ader in seinem Wesen aufmerksam machen. Jener jugendliche Brief an die Eltern aus Wien war von echtem Humor erfüllt. Welch köstliche Proben seines Humors bieten uns seine Briefe an den Pfarrer Ruckhaber im „Rosenberger Bilderstreit“. Als seine Angelegenheit gar nicht vorwärts gehen wollte, schickte er dem Pfarrer die Mitteilung, daß er die Angelegenheit einem Advokaten über-

geben habe, unter den etwas geänderten Goetheschen Versen aus dem „Faust“:

„Der Worte sind genug gewechselt;
Laßt mich auch endlich Taten sehn.
Indeß ihr Complimente drehset,
Kann etwas Wichtiges (bei Goethe Nützliches) geschehn.“

In seinen römischen Skizzenbüchern (vergl. die Karikatur des Malers Holbeck (1841) und des Ponte-Molle-Generals Geyer im Ponte-Molle-Aufsatz), in seinen ersten Genrebildern, in seinen



Wiener Tradition; es sei hier nur an die satirischen Zeichnungen des Wiener Lithographen Zampis (1820—1883) erinnert und an Pettenkofen, von dem auch die politische Karikatur und Satire gepflegt wurde. Hierher gehören eine Reihe von Skizzen, die sich im Nachlasse des Künstlers fanden. Eine Federzeichnung „Strengste Verfolgung des Rädelsführers“ zeigt einen Radfahrer, der auf einem hohen Rade (wie es damals üblich war) fahrend, eine Schar Gänse aufscheucht. Von einer



Abb. 51. Pastellbild (im Gartensaal) (Größe 93 auf 182 cm). „Die Eröffnung des Hauses als Kaffeehaus am 4. Mai 1770“.

Besitzer: Fr. Pybr. (Alisbee aus dem illustrierten Prospekte des Kaffeehauses zum Kopf.)

Von links nach rechts: Porträt der Kaiserin Maria Theresia. Jos. Wilb. Pybr, Rosa Pybr, geb. Busch, spätere Besitzer des Kaffeehauses. Lehrer der Hochschule. Lehr-, Wehr-, Nährstand des 18. Jahrh. Gaudenz v. Carneri, Kanzleiverwalter, im November gleichen Jahres zum Bürgermeister von Freiburg ernannt. Porträt des Kaisers Josef II. Frz. Kav. Klumpp, Schultheiß von Freiburg. Maria Antoinette, Erzherzogin von Österreich. Lehrer der Hochschule. K. K. österr. General und Garnisonskommandant von Freiburg. Studierende der Hochschule. Offizier des K. K. österr. Inf.-Regts. Miggazzi Nr. 46. Patrizier von Freiburg. Johann Paul Josef Schwörer-Goffmann, Euprosine Schwörer, geb. Schwörer, Gründer des Kaffeehauses 1770.

Beiträgen zu den „Schwimmenden Blättern“ des Freiburger Ponte-Molle begegneten wir schon Proben seines Humors. Wie köstlich ist die humoristische Zeichnung (Abb. 12) zu den Worten: „Mein Sohn Alexander, du komponierst mir auf der Stelle, wie Kaiser Karl der Große das erste mal Du zu seiner Gemahlin sagte“, und dann das andere Bildchen, das uns die Misere der Freiburger Festhallen-Aktien veranschaulicht (abgedruckt im Ponte-Molle-Aufsatz S. 55). Mit diesen satirischen Zeichnungen folgte Dürr zugleich einer guten



großen Anzahl von Kunden wird er angefallen. Die meisten dieser Skizzen sind auf Wortspielen, wie oben der Rädelsführer, aufgebaut. Das „feuerliche Entgegenkommen“ führt uns in den Wahlkampf; ein nationalliberaler Zettelverteiler bückt sich mit seiner Zigarre zu dem Kollegen der gegnerischen Partei, um diesem Feuer zu reichen. Die Skizze „Charon führt die zum Tode Verdammten über den Styx“ schildert einen Metzger, der mit einem Handkarren voll Kälber über einen Steg fährt. Da im Hintergrunde München zu erkennen ist,

dürfte die Zeichnung aus dem späteren Lebensalter des Künstlers herrühren.

Das im Jahre 1885 entstandene Blatt „Collegium von Mistikern“ führt uns drei äußerst naturgetreu gezeichnete Straßenkehrer vor, die zu einer Unterhaltung zusammengetreten sind. Auch in früherer Zeit liebte er Wortspiele bei derartigen Zeichnungen. Eine Skizze aus dem Jahre 1865 „Milchstraße“ schildert eine einen Milchwagen führende Kinderschar; das gleiche Motiv behandelt der Entwurf aus dem Jahre 1868 „Milchstraße nach Herdern“.

Eine köstliche Probe seines Humors haben wir in dem Gnomenbild „Die Laterne“ (Abb. 52) vor uns. Es handelt sich um das in Tempera gemalte Wappenbild der Freiburger Gesellschaft „Laterne“, über die mir näheres herauszubringen bis jetzt nicht gelungen ist⁸³).

Die Gesellschaft „Laterne“ mag ja wohl Grund gehabt haben, daß sie das Tageslicht scheute und bei Kerzenlicht tagte. Oder war es eine Anspielung, daß es damals mit der Beleuchtung der Stadt nicht weit her war? Das Bildchen wirkt heute, wo wir Freiburger uns wegen der Fliegergefahr mit allen möglichen Beleuchtungskörpern durch das nächtliche Dunkel heimwärts suchen, recht zeitgemäß. Das Gemälde befindet sich merkwürdigerweise in der Amtsstube⁸⁴) des Tiefbauamtes; es wurde einst dort von dem Vorstände dieses städtischen Amtes, dem früheren Geometer Muggenfuß, der wohl zu den Be-



gründern der „Laterne“ gehört hat, aufgehängt und blieb dort nach dessen Tode. Wir dürfen in den Köpfen der beiden Gnomen Porträts von Gründern der Gesellschaft vermuten. Sie sind in der Haltung gut kontrastiert. Mond und Kerze beleuchten geheimnisvoll die beiden Gestalten. Das mephistophelische, süßsante Gesicht des Mondes verrät uns etwas vom feuchtfrohlichen Treiben dieser „Laternenbrüder“. —

Gegen Ende seines Lebens begegneten wir einer reichen illustrativen Tätigkeit; im Jahre 1885 entstehen 20 Zeichnungen, die er für den Herder'schen Verlag als Illustrationen zu Alban Stolz' „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ lieferte; sie sind fast gleichzeitig mit den Aquarellen zu Hebel's Gedichten entstanden, die sich im Besitze Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs befinden. Wenn auch diese Aquarelle nicht als Buchillustrationen erschienen sind, so gehören sie ihrem Wesen nach doch hierher. Nach unseren früheren Ausführungen über Dürrs religiöse Überzeugung wundern wir uns nicht, daß er beiden badischen Volkschriftstellern, dem protestantischen Prälaten Hebel und dem katholischen Theologieprofessor Stolz gerecht werden konnte. Zu dem Alemannen Hebel fühlte sich Dürr aus innerer Verwandtschaft hingezogen, und schon früh treffen wir Bilder, die mit jenem in Verbindung stehen. Schon in Schirmers Brief aus dem Jahre 1857 werden Hebel'sche Illustrationen erwähnt, die den besonderen Beifall des Großherzogs Friedrich I. fanden. Die



Abb. 52. Temperabild (Größe 112 auf 84 cm). 1863/4.
„Zwei eine Laterne tragende Gnomen.“

Das Wappenbild der Freiburger Gesellschaft „Laterne“.

Besitzer: Das Städtische Tiefbauamt in Freiburg i. Br. (Nach einer photog. Aufnahme von Prof. Storck.)





Abb. 53. Aquarell (Groß-Folio). 1885.

Illustration zu Hebels Gedicht „Die Häfnet-Jungfrau“.
Besitzer: Großh. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.
(Wiederholt aus dem Jahrelauf 37, Seite 32.)

mit bekannt gewordenen Hebelbildern beziehen sich ausschließlich auf die alemannischen Gedichte. Das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ hat ihn offenbar weniger angezogen. Hätte Dürr Gelegenheit gehabt, die von liebenswürdigem Humor erfüllten Erzählungen des „Rheinischen Hausfreundes“ zu illustrieren, so würden wir ein lehrhaftes Gegenstück zu den Alban Stolz'schen Illustrationen erhalten haben. Wenn wir beide Bilderreihen mit einander vergleichen, so müssen wir die Vielseitigkeit des damals siebenjährigen schaffensfreudigen Künstlers bewundern. Über die Dürr'schen Hebelbilder habe ich mich in meiner Abhandlung „Hebel-
Illustratoren“⁸⁵⁾ ausgesprochen, wo ich mich auch über die Stellung geäußert habe, die Dürr unter diesen einnimmt. Schon dort wies ich auf die Vorliebe Dürrs zur Behandlung der romantischen Stoffe der Gedichte hin. Die beiden Abbildungen zur „Häfnet-Jungfrau“ bezeugen dies. Das erste (Abb. 53) schildert die Warnung des Mönches, das zweite (Abb. 54) die Strafe der eitlen, hochmütigen Zwingherrntochter, die in eitlem Stolz über das auf dem Boden ausgebreitete Tuch geschritten war. Die verhöhnte Erde verweigert ihr die letzte Ruhestätte, und nun haust sie in einem Brunnen auf dem Häfnetbuck. An

sonnigen Tagen steigt sie herauf und strahlt ihr goldenes Haar; so lockt sie Sünder an, die sie in den Brunnen zieht. Ich habe schon früher ausgeführt, daß wir es hier mit einer hervorragenden Schöpfung des Künstlers zu tun haben. „Das Geheimnisvolle kommt bei aller Natürlichkeit der Bewegung gut zur Darstellung; daß die Gestalt uns den Rücken zukehrt, erhöht das Visionäre der Erscheinung. Ein glückliches Motiv ist, daß Dürr die beiden Bauern, von denen der eine an die Sage nicht glaubt und in bezug auf die Rächerin meint: „We seit so wege de Chinder“, von unten her ins Bild hineinlaufen läßt. Auf der Höhe seiner Charakterisierungskunst erscheint mir der greise Künstler in den beiden Bildern „Der Karfunkel“ (Abb. 55) und „Der Schmelzofen“ (Abb. 56). Trefflich ausgeführt sind auf jenem der Wirt und der trotzige Michel, den der Böse zum Bleiben zu bereden weiß, auf dem andern die einzelnen Arbeiter, die in dankbarer Erinnerung an die Wiederbelebung des Bergbaues durch den unvergeßlichen Markgrafen Karl Friedrich ein Hoch auf denselben und sein Haus ausbringen.

Die Illustration zu dem Gedicht „Auf den Tod eines Sechers“ (Abb. 57) geht in seinem Kerne auf frühere Entwürfe von Kinderszenen zurück.



Abb. 54. Aquarell (Größe Groß-Folio). 1885.

Illustration zu Hebels Gedicht „Die Häfnet-Jungfrau“.
Besitzer: Großh. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.
(Wiederholt aus dem Jahrelauf 37, Seite 33.)

Das behandelte Motiv „die um den Becher herumtanzenden, ihn verspottenden Kinder“ ist im Gedichte selbst nicht zu finden und zeigt uns, daß Dürr sich nicht sklavisch an den Text angegeschlossen hat, sondern ihm selbständig gegenübergetreten ist. Nur in den verschiedenen Wirtshausbildern, „dem Sternen, dem Kreuz, dem Löwen und Bären“ kommt die humorvolle Anspielung des Dichters auf den nach den Sternen ausschauenden „Himmelsgelehrten“, den nach Löwen und Bären fragenden Ritter, den guten Christen, der „untertags und z' Nacht zuem Chrüz si stille Bueßgang g'macht“, zum Ausdruck. Der aus jeder Zeile des Gedichtes hervorleuchtende, nachsichtige Humor des die Güte des Markgräfler Weines wohl verstehenden Dichters ist auch beim Illustrator zu finden. Die weinseligen Augen des stolzen Bauern, der alleweil bei großen Herren, bei den „Drei Königen“ zu finden ist, sind gut wiedergegeben. Am besten auf dem Bilde ist doch wohl die ausgelassene, tanzende Kinderschar. Einen idyllischen Charakter hat das Bild „Der vergnügte Landmann“ (Abb. 58); im Hintergrunde erinnert es an den „Kinderbrunnen“; das Bild ist typisch für den konventionellen, akademischen Aufbau, den Dürr in seinen Bildern häufig bevorzugte. Auch das „Secherbild“ leidet darunter, daß die Gestalt des Trinkers fast in die Mitte gestellt ist.



Abb. 55. Aquarell (Groß-Folio). 1885.
Illustration zu Hebels Gedicht „Der Karfunkel“.
Besitzer: Das Großh. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.
(Wiederholt aus Jahrlauf 37, Seite 32.)

Die Illustrationen⁸⁶⁾ zu Alban Stolz' Kalendern lassen sich in zwei Gruppen teilen, in idyllisch-sentimentale und in polemische Zeichnungen, dem verschiedenen Charakter der Texte entsprechend.

In dem 1878 erschienenen Kalender „Ein Stück Brot“ behandelt Alban Stolz in tiefreligiösen und dabei doch volkstümlich durchgeführten Bildern die Bedeutung des Brotes für das Leben des Menschen in leiblichem wie geistigem Sinne. Die Betrachtung des Werdeganges des Brotes und die seiner religiösen Verwendung müssen den Menschen andächtig stimmen; ein Andachtsbuch will Stolz auch vorlegen. Heute in den schweren ersten Tagen des „Kriegsbrotes“ verstehen wir besser als früher, wie wahr der Volkschriftsteller gesprochen hat. Wie zeitgemäß muten uns heute, wo wir eigentlich erst so recht die Bedeutung des Brotes und des Wortes „Unser täglich Brot gib uns heute“ erkannt haben, die Alban Stolz'schen Worte an! „Im Brot liegt“, führt er im Eingange seines Kalenders aus, „von Himmel und Erde, von Natur und Geist, von Gottheit und Menschheit, von unbegreiflichen Geheimnissen so viel verborgen, daß wohl niemand im Stande ist, das tiefste Wesen und all die Kräfte, die es erstehen ließen, zu erfassen. Schon in dem Augenblick, da das im Weizenkorn schlafende Leben im Boden regsam wird, zeigt sich Gottes



Abb. 56. Aquarell (Groß-Folio). 1886.
Illustration zu Hebels Gedicht „Der Schmelzofen“.
„Es leb der Markgrov und si Zuus!“
Besitzer: Großh. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.



Abb. 58. Aquarell (Groß-Folio). 1885.

Illustration zu Hebel's Gedicht „Der zufriedene Landmann“.

Besitzer: Das Großb. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.

(Wiederholt aus Jabrlauf 37, Seite 34.)

Wunderkraft.“ Dür ist dem Gedankengange des Kalenders mit tiefem Verständnis gefolgt. Die Heiligkeit des Augenblickes, wo der Bauer das Samen Korn ausstreut, hat er in schlichter, ansprechender Weise zur Darstellung gebracht. „Der säende Landmann“ (Abb. 59) gehört zu den idyllischen Illustrationen; er mutet uns wie eine Hebel'sche Illustration an; wir glauben den „zufriedenen Bauern“ bei der Arbeit zu sehen. Volkstümlich empfunden ist der hinter ihm herschreitende, seinen Segen spendende Engel, nur in der Haltung der linken Hand erscheint er etwas geziert. Auf dem ganzen Bildchen ist eine Stimmung wie auf Holbeins Totentanzbild „Der Bauer“, an das der ackernde Landmann und das im Hintergrunde befindliche Dorf erinnert.

Einen idyllischen Charakter hat auch das Bildchen (Abb. 62), das die Worte illustriert „Der Bäcker aber nimmt das kleine, dünne Stückchen Silberblech und gibt frisches Brot dafür“. Der Ideengang des Kalenders „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, tritt freilich nicht genügend hervor. Das war auch schwer auszuführen. Der Künstler hat in der richtigen Erkenntnis, daß sich die Gedankenreihe in einem einzigen Bilde doch nicht veranschaulichen lasse, auf die Wiedergabe des ganzen Inhaltes des Abschnittes verzichtet und nur einen Moment herausgegriffen. Was er uns aber schildert, ist eine liebliche Idylle (Abb. 62). Wie Herzig ist das kleine Mädchen gezeichnet, der die

saubere Bäckerfrau gerade das Brot reicht! Wie lebenswahr die beiden Männer, der behäbige Bäckermeister und der verwetterte Ortsbüttel, der in seiner Hosentasche nach dem Geldstück sucht! Leider halten sich die übrigen Illustrationen dieses Kalenders nicht auf der gleichen Höhe. Das hier nicht wiedergegebene Bild „Die heilige Kommunion“ verlegt die heilige Handlung aus der Gegenwart in die Vergangenheit; durch diese historische Note verliert die Darstellung an Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Das gilt noch mehr von den folgenden Bildern, die der organisch nur lose mit dem Hauptthema zusammenhängenden Schilderung der „Japanischen Mission“ gewidmet sind. —

Zu den idyllischen Kompositionen sind auch zwei Illustrationen aus dem 1873 erschienenen, mehr polemisch gehaltenen Kalender „Kohl-schwarz mit einem roten Faden“ (Abb. 60 und 61) zu rechnen. „Die Kinderbestattung“ gehört zur Gruppe der weiter oben erwähnten Kinderszenen. Das Bild mag aus persönlichen Erlebnissen Dürs hervorgegangen sein; wie mit Herr Stadtpfarrer Dr. Trenkle von Alt-Breisach gelegentlich schrieb, pflegten die Dür'schen Kinder derartige Spiele, Prozessionen auszuführen, bei denen auch der junge Wilhelm eifrig dabei war. Das Bildchen trifft freilich den Ton der Stolz-



Abb. 57. Aquarell (Groß-Folio). 1886.

Zu Hebel's Gedicht „Auf den Tod eines Zechers“.

Besitzer: Großb. Kupferstichkabinett in Karlsruhe.

schen Erzählung „von dem aparten Kinderspaß“, den der Verfasser in einer amerikanischen Zeitung gelesen hat, mit ihrer scharfen Spitze nicht. „Da war“, heißt es dort, „ein Häuflein Kinder von verschiedenem Gewächs; die hielten einen Leichenzug mit Gesang und vielleicht mit Nastüchlein vor dem Gesicht und Heulen und allerlei Traurigkeitsgebärden, wie es bei den Großen gebräuchlich ist; die Leiche war aber eine Puppe. Ein freundlicher Herr, welcher daherspazierte, fragte die Kinder: „Was macht ihr da?“ — Da sagte eines: „Wir machen Kinde vergraben.“ — Nun fragte der Herr, dem die Spielerei gefiel: „Ist denn das Kind krank gewesen?“ — „Ja.“ — Da fragte der Herr weiter: „Habt ihr auch einen Doktor geholt zum Kinde?“ — „Nein“, sagt eines, „wir haben es selber umgebracht.“ — Das Bildchen könnte auch einem Ludwig Richter nicht besser gelungen sein. Mancher Kranke wäre wohlfeiler gestorben, meint Stolz, wenn ihm kein Arzt an den Leib gekommen wäre. Freilich sei es vernünftig und Pflicht, bei ernstlicher Krankheit einen solchen zu holen. Aber man müsse Verstand anwenden und Unterschiede machen. Der rechte Arzt werde dafür sorgen, daß sich der Kranke



Abb. 59. Zeichnung (Größe 31 auf 71 cm). 1885.
„Der Sämann.“
Illustration aus Alban Stolz' Kalender „Ein Stück Brot“.



Abb. 60. Zeichnung (Größe 17 auf 19 cm). 1885.
„Kinderbestattung.“
Illustration aus Alban Stolz' Kalender (1873) „Kohlschwarz mit einem roten Faden“.

Der

versehen lasse, „nicht des Sterbens, sondern der Genesung wegen; denn das übernatürliche Mittel wirke auch auf die Genesung des Leibes“. Eine solche Szene schildert das Bild „Die Sterbestunde“ (Abb. 61), das in der ganzen Durchführung der Komposition an seine Genrebilder aus der Jugendzeit erinnert.

Liebevoll ist das einfache Bauernzimmer mit dem Kreuzifix, der Schwarzwälderuhr und dem Wandbrett gezeichnet. Der Arzt, dessen Hut sich unter dem Arzneitischchen befindet, hat sich in andachtsvoller Haltung bescheiden zur Seite gestellt. Einen versöhnenden Ton in die ernste Stimmung bringt das Enkelkindchen, das, sein Püppchen an sich pressend, an die Großmutter angelehnt, zu dem ihm unverständlichen Vorgang hinüberschaut.

In dem zweiten Kalender, in dem Stolz eine scharfe Klinge gegen den Liberalismus und die ihn vertretenden herrschenden Stände schwingt, streift der Volkschriftsteller noch mehr wie in dem andern das soziale Gebiet. Die harten Worte, die dem Kalendermann dabei über die Lippen kommen und die uns heute unrecht anmuten, haben in der Zeitstimmung der siebziger Jahre ihre Begründung; man darf nicht vergessen, daß erst mit der kaiserlichen Botschaft vom



Abb. 61. Zeichnung (Größe 20 auf 37 cm). 1885.

„Sterbestunde.“

Aus Alban Stolz' „Kohlenschwarz mit einem roten Faden“.

17. November 1881, die die großartige deutsche Sozialgesetzgebung eingeleitet hat, eine Wandlung der Auffassung der sozialen Pflichten in den herrschenden Schichten eingetreten ist. Die Zeichnungen dieser Teile des Kalenders gaben Dürr Gelegenheit, seinem warmen Mitgefühl für die ärmeren Schichten Ausdruck zu verleihen. Die soziale Note, die wir an dem Bildchen der Brotausteilung vermisten, ist z. B. in dem nächsten „Herren und Volk“ (Abb. 63) desto schärfer herausgearbeitet; noch mehr wie bei dem Bauernbilde werden wir hier an Holbeins Totentanzfolge erinnert, wo unter anderen die Unbarmherzigkeit und die Habgier der herrschenden Stände der Reformationszeit geschildert sind. Zu diesen Vergleichen sind wir um so mehr berechtigt, als Dürr zur Illustration der Alban Stolz'schen Gedanken schließlich selbst das Holbein'sche Stilmittel verwendet hat. Auf dem Bilde „Der Tod als Freiersmann“ sehen wir eine als Gretchen maskierte junge Dame, die sich gerade zum Balle fertig macht. Ein junger Mann in der Kleidung des Mephisto sitzt wartend hinter ihr auf einem Sessel. Der Tod steht neben der sich Schmückenden und hält ihr einen Spiegel

vor. Den gleichen Stoff wollte Dürr als Gemälde behandeln⁸⁷⁾. An künstlerischem Werte steht das Totentanzbild weit hinter den übrigen Illustrationen zurück, so daß wir auf eine Wiedergabe hier verzichten konnten. — Kehren wir zur Betrachtung des Bildes „Herren und Volk“ zurück; es bildet die Illustration zu den folgenden etwas zu scharfen Worten: „Die Herren haben Geld, Gewalt und Dreinreden; statt solches anzuwenden, um den armen Mann aufzubessern an Leib und Seele, haben sie das Gegenteil getan. Sie haben im Angesicht der armen Arbeiter ein üppiges Prasserleben geführt . . .; nachts hat der müde Arbeiter an den hohen, lichtstrahlenden Fenstern sich denken können, wie es da hellaufgehe.“ Die Not und das Elend der armen Leute kommt in ergreifenden Gestalten zur Darstellung; gesteigert wird das in uns hervorgerufene teilnahmevolle Gefühl durch die in ihren Bewegungen äußerst glücklich komponierten Kinder. Die unter dem Fenster kauende arme Frau, die ihr müdes Haupt stützt und ihr Kindchen schmerzvoll an sich drückt, erinnert an Mantegnas Radierung der „Mater dolorosa“. Neben dem Ernste und dem Erschür-



Abb. 62. Zeichnung (Größe $\frac{2}{5}$ des Originals). 1885.

„Gib uns unser täglich Brot.“

Aus Alban Stolz' „Ein Stück Brot“.

ternden kommen in diesen Zeichnungen auch Satire und Humor zu ihrem Rechte. Wie kostbar ist der „Selbstmörder“ (Abb. 64) gezeichnet! Dürr schildert uns einen Redakteur eines liberalen Blattes, der sich aus Reue über das durch seine Schriften in der eigenen Familie angerichtete Unheil aufgehängt haben soll. Das Bild ist mit volkstümlichem Humor gezeichnet; man beachte die beiden Teckel, die sich über den Papierkorb hergemacht haben. Zu einem figurenreichen Bilde steigert sich Dürr in dem Revolutionsbilde „Gewalt geht über Recht“ (Abb. 65). Auch hier strebt er eine volkstümliche Ausdrucksweise an; die herumliegenden Gegenstände auf dem Boden vornen — die Krone, das zerstörte Standbild der Justitia, das Kreuzifix, der Kelch — reden eine deutliche Sprache, gegen wen sich der Haß dieser französischen Revolutionsmänner gerichtet hat. Diese selbst sind im Gesichtsausdruck wie in der Haltung gut charakterisiert: Roheit, Blutdurst, Brutalität, Fanatismus liegen auf ihren Gesichtern. Wie auf dem vorigen Bilde verwendet Dürr zur Belebung des Ganzen einige Hunde. Mit welchem grausigem Humor zeichnet er

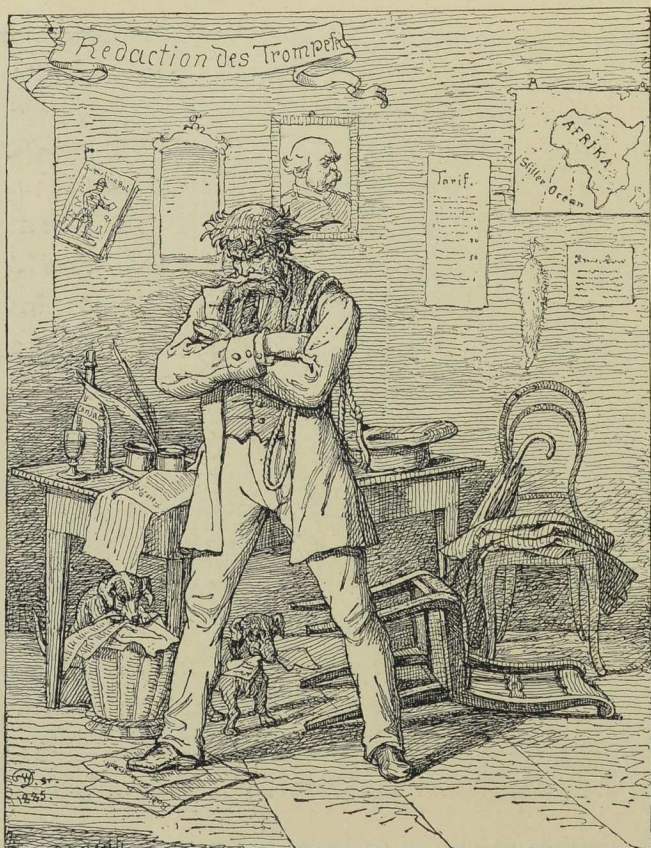


Abb. 64. Zeichnung (ca. 11/20 cm). 1885. „Selbstmörder.“
Illustration aus Alban Stolz' „Kohlschwarz usw.“.



Abb. 63. Zeichnung (23/43 cm). 1885. „Herren und Volk.“
Illustration aus Alban Stolz' „Kohlschwarz usw.“.

den die „Bluthunde“ symbolisierenden Kläffer auf dem Sessel im Vordergrund! Der Tod hat seine Herrschaft aufgerichtet, sein Schädel auf dem Tische ist mit einer Krone geschmückt. Das Bild löst in uns Erinnerungen an Kethels Revolutionstortanz aus dem Jahre 1848 aus. —

10. Lebensausgang.

Die in hohem Greisenalter entstandenen Illustrationen beweisen uns, welche Schaffenskraft und Frische sich Dürr bis ins hohe Alter zu erhalten wußte. Man konnte ihn auch täglich auf den Schloßberg hinaufsteigen sehen, von einem Hunde begleitet, die „Schauinslandmütze“ auf dem Haupte. — Mit großem Eifer widmete er sich der künstlerischen Ausbildung seines Sohnes, dessen Größe er wohl erkannte und dessen künstlerische Ausbildung er in jeder Hinsicht zu fördern suchte. Als sich sein Sohn dauernd in München niederließ, duldet es ihn nicht länger in Freiburg. Im Jahre 1887 siedelte er in die Künstlerstadt über. Wie aus dem Briefe Emil Lugos an

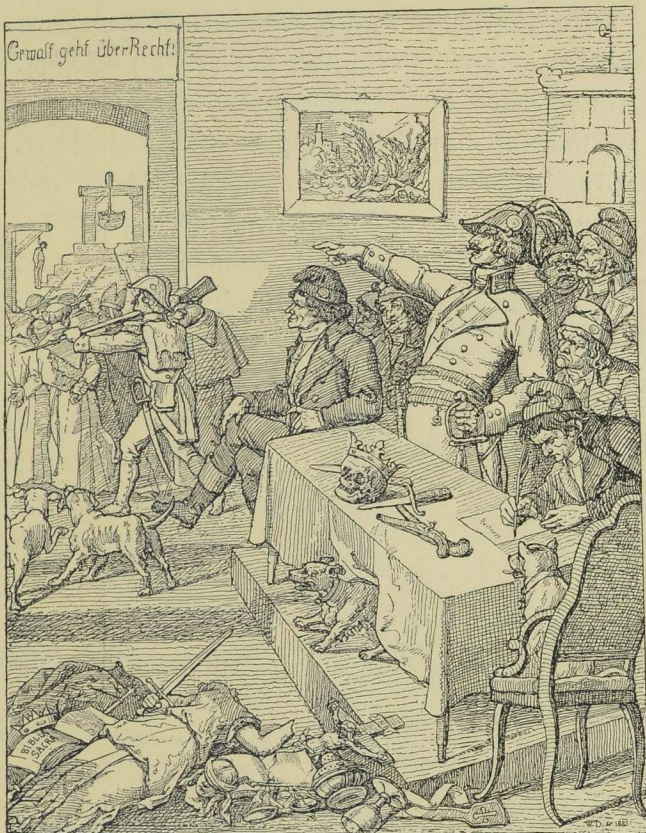


Abb. 65. Zeichnung (11/21 cm). 1885. „Gewalt geht über Recht.“
Illustration aus Alban Stolz' „Kohlschwarz usw.“

ihn (Anlage Nr. 7) hervorgeht, fühlte er sich dort wohl und künstlerisch angeregt. Mit einem leisen Gefühle des Neides sah Emil Lugo Dürr, dessen rüstige Körperkraft er bewundert, scheiden, und mächtig zieht es ihn dorthin.

Wir haben noch mit einigen Worten der Altarwerke und einiger anderer Bilder christlicher Kunst zu gedenken, die in der letzten Lebenszeit entstanden sind. Ich füge hier auch das Ölbildchen „Einsiedler vor einer Klausur lesend“ (Abb. 66) ein, das zeitlich einer früheren Epoche des Künstlers angehört, 1868; die photographische Aufnahme ist mir erst nach Fertigstellung des ersten Teiles zugegangen. Das Bildchen wirkt durch die Schlichtheit und Einfachheit des Aufbaues und darf den Schwind'schen Schöpfungen ähnlicher Art zur Seite gestellt werden. Große Altarwerke entstehen in St. Georgen bei Freiburg (1872), St. Blasien (1880), Dittigheim⁸⁸⁾ (1880), Müllheim⁸⁹⁾ (1881), Rheinheim (1883), Hundheim (1884) und Rippoldsau⁹⁰⁾.

Diese Altarbilder lassen sich an künstlerischem Werte freilich mit denjenigen aus der besten Zeit

seines Schaffens nicht vergleichen, wenn sie auch manchen vortrefflichen Zug zeigen. In der dem heiligen Georg geweihten Pfarrkirche zu St. Georgen in unserer Nachbarschaft befinden sich folgende Bilder Dürrs: am rechten Seitenaltar „Der heilige Georg“, am linken „Die heilige Familie“. An der linken Seitenwand des Chores hängt eine „Kreuzigung“, die die Jahreszahl 1872 trägt. Die Seitenwände des Langschiffes sind mit 14 Stationsbildern geschmückt, von denen zwei mit Namen versehen und datiert sind (1872/3). Diese Stationsbilder sind eine im Format wie in der Ausführung genau übereinstimmende Wiederholung des gleichen Zyklus in der Freiburger Konviktskirche. Wir sehen daraus, wie gewerbsmäßig Dürr schließlich bei der Ausführung seiner zahlreichen Aufträge verfuhr. Jedoch muß hervorgehoben werden, daß die St. Georgener Stationsbilder fleißig und peinlich ausgeführt sind. Das „Georgsbild“ wirkt lebendiger als seine Müllheimer Wiederholung aus dem Jahre 1881 (siehe Anm. 61). Auf der „Heiligen Familie“ (1875)

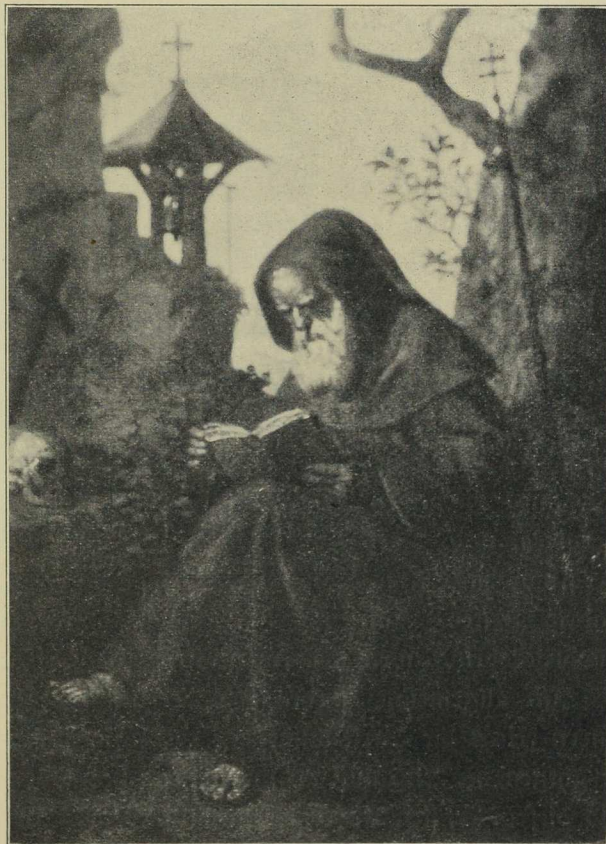


Abb. 66. Ölgemälde (Größe 32 auf 45 cm). 1868.
„Einsiedler, vor einer Klausur lesend.“
Besitzer: Dr. E. K. Gernandt, Mannheim.

spricht das Christuskind, das sich nach rechts neigt, um den Stab zu ergreifen, den ihm der kleine Johannes entgegenreicht, am meisten an.

Zu seinen besseren Schöpfungen gehört das St. Blasianer Triptychon (Abb. 31. Jahrl., S. 27). Nach dem Umbau der Rotunde und der Verlegung des Altares ist das Dürer'sche Werk aus der Kirche entfernt worden. Unter den Skizzen des Künstlers findet sich eine Temperastudie „St. Blasius“ (1877), die sich durch das schöne Bewegungsmotiv der vor dem Heiligen knienden, ihm das kranke Kind zur Halsweihedarreichenden Mutter auszeichnet. Als Beispiel für seine verschiedenen Kreuzigungsgruppen geben wir hier das in schöner Farbenharmonie ausgeführte, durch Eigenart des Aufbaues beachtenswerte kleine Ölbild (Abb. 68), das sich im Besitze des Münsterbaumeisters Fried.

Kempf befindet. Besonders hervorzuheben sind die beiden Schmerz und Verzweiflung in ergreifenden Gesten zum Ausdruck bringenden Frauengestalten.

Im allgemeinen finden wir bei den Nazarenen selten die Darstellung der „Kreuzigung“; sie gingen im Anschluß an ihr italienisches Vorbild diesem ersten Vorwurf aus dem Wege. In dieser Hinsicht nimmt Dürer eine Sonderstellung ein. Wir haben von ihm verschiedene Kreuzigungsgruppen, abgesehen von den Stationsbildern, die

diesen Augenblick wiedergeben. Die St. Georgener „Kreuzigung“ unterscheidet sich von dem Kempf'schen Bilde durch die ganze Anordnung der Gestalten. Das Bild ist figurenreicher als jenes. Magdalena ist am Kreuze niedergesunken und lehnt ihr Haupt auf die Kreuzbank, auf der des

Heilands Füße ruhen. Rechts neben dem Kreuze stehen die Mutter Gottes und Johannes. Dadurch, daß Magdalena sich niederbeugt, wird eine Fernsicht links möglich; wir erblicken dort zwei nach Jerusalem abziehende Reiter. Auch wird ein Teil der Landschaft sichtbar, auf die sich die Finsternis allmählich herabsenkt.

Als Beispiel eines „Ecce homo“ bringen wir den in Pastell ausgeführten Christuskopf (Abb. 69), der im Arbeitszimmer der Erzbischöfl. Oberbauprüfungskommission (Freiburg i. Br.) hängt⁹¹). Wirkt auch die breite, um das ganze Haupt herum laufende Dornenkrone etwas befremdend, so muß doch anerkannt werden, daß der Gesamteindruck ergreifend ist. In den

Augen, in der Furche zwischen den Augenbrauen, in dem leicht geöffneten Munde, in dem abgehärmten Gesichte hat der große seelische Schmerz des Erlösers einen vollendeten Ausdruck gefunden. Wie viel ergreifender wirkt dieser Christuskopf als jene durch „allzugroße affektierte Süßlichkeit und Sentimentalität ungenießbaren Schöpfungen der Bolognesischen Schule“⁹²). Wir geben hier dem



Links:
Die beiden Freiburger Stadtpatrone
St. Lambert und St. Alexander.

Rechts:
Der Landespatron von Hohenzollern
St. Fidelis
und der Bistumspatron St. Konrad.

Abb. 67. Ölwaichsgemälde auf Pergament (Groß-Folio) 1887.
Titelblatt zu dem als Weihgeschenk S. 4. Leo XIII. vom Freiburger
Domkapitel gewidmeten Prachtalbum.

Nach einer Photographie im Besitze der Nachkommen des Künstlers.

deutschen Meister dem Italiener Guido Reni gegenüber entschieden den Vorzug.

Das letzte größere Werk des Künstlers ist das Ölwachsbildchen auf Pergament, das Titelblatt einer Huldigungsadresse des Freiburger Domkapitels zum goldenen Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII. (Abb. 67). Die näheren Einzelheiten über die Entstehung und die Arbeit selbst findet der Leser in der Anlage Nr. 8, wo Dürers Briefe an den Domkapitular Behrle zum Abdruck gelangt sind²³). Wir sehen daraus, mit welcher geistigen Spannkraft der dreiundsechzigjährige Künstler an seine Arbeit herangegangen und mit welcher Gewandtheit im Ausdruck er seine Sache vor der Kommission zu vertreten weiß. Die Anordnung des Bildes steht stark unter dem Einflusse zweier Rafael'schen Gemälde, der „Kronung der Maria“ und der „Madonna di Foligno“. Auf das erstere Gemälde geht bis zu einem gewissen Grade die in den Wolken und in Glorie thronende

Himmelskönigin, umgeben von Engelsköpfchen und seitlich schwebenden Engeln, zurück. Freilich hat sich der Künstler nur in der Anordnung im ganzen an den Urbinaten angelehnt. An Stelle der dort musizierenden Engel hat Dürer huldigende Gestalten gewählt. Die untere Gruppe erinnert an die Madonna di Foligno, in Anordnung und



besonders durch den die Inschrift tragenden Engel. An Stelle der Stadt Foligno ist hier Freiburg getreten. Links sehen wir die beiden Stadtpatrone St. Lambert und St. Alexander, rechts den Bistumspatron St. Konrad und den Landespatron

von Hohenzollern St. Fidelis von Sigmaringen. In den Bogenzwickeln in den oberen Ecken erblickt man links das Wappen des Erzbischofs Dr. Johannes Christian Roos, rechts das Freiburger Stadtwappen.

Mit diesem Bilde hat Dürer gewissermaßen auf die künstlerischen Eindrücke seiner italienischen Studienzeit zurückgegriffen; es schließt harmonisch sein Lebenswerk ab. Zwei Jahre darauf, am 7. Juni 1890, ist er nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden. — Ehrende Nekrologe in verschiedenen größeren Zeitungen und in den Kunstzeitschriften beweisen, daß sein künstlerischer Ruf weit über die Grenzen seiner engeren Heimat gedrungen war. Seinem Wahlspruch: „Nulla dies sine linea“ ist der immer rastlose tätige

Mann bis in die spätesten Tage seines Lebens nachgekommen. Die letzte Zeichnung, die ich von ihm feststellen konnte, ist eine allegorische Darstellung der „Freundschaft und Liebe“, vielleicht der Entwurf zu einem Glasgemälde. Die „Freundschaft“ hält die beiden Hände der ihr gegenüberstehenden „Liebe“ fest, an die sich zwei Kinder schmiegen.

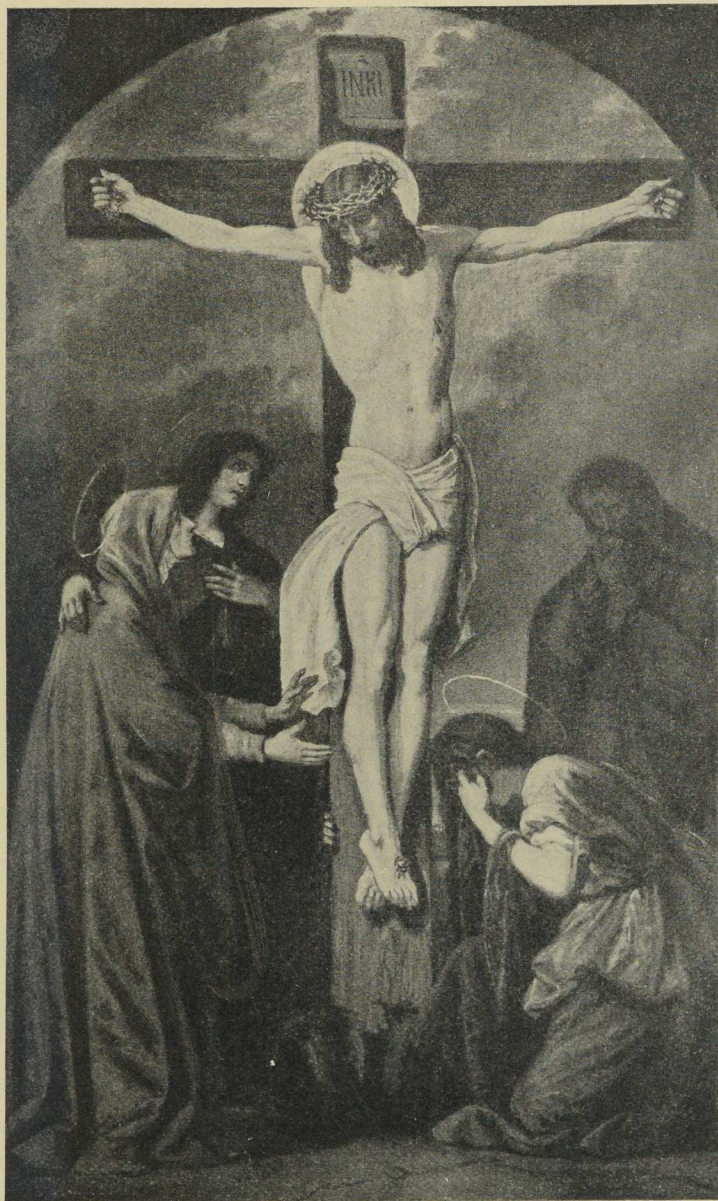


Abb. 68. Ölgemälde (Größe 78 auf 47 cm). 1884.

Kreuzigung.

Besitzer: Sr. Kempf, Münsterbaumeister, Freiburg i. Br.



Im Hintergrunde steht ein segnender Engel. Freundschaft und Liebe waren es ja auch, die sein Leben verschönten und die, wie das dort beigegebene Spruchband verkündet: „vereint auf Erden schon ein himmlisch Band knüpfen“. —

Nach der eingehenden Analyse seiner Werke bedarf es nicht vieler Worte, um die Synthese seines künstlerischen Wesens zu ziehen. Gewiß haben wir in Wilhelm Dürr dem Älteren kein schöpferisches Genie vor uns, sondern nur ein reichbegabtes Talent, das sich vielleicht glücklicher entfaltet hätte, wenn ihm größere Aufträge nicht lediglich auf kirchlichem Gebiete zuteil geworden wären. Gerade die vielen Bestellungen, die ihm hier wurden, waren ihm gefährlich, da sie zur



Verflachung führen mußten. Einem jüngeren Künstler gegenüber äußerte er einmal: „Je älter er werde, desto leichter würde ihm das Komponieren. Wozu er früher oft Wochen gebraucht habe, das gelinge ihm jetzt in wenigen Tagen.“ Unrecht wäre es, ihn lediglich als Kirchenmaler zu würdigen, denn ganz Hervorragendes leistete er auf dem Gebiete der Genre- und vor allem auf dem der Bildnismalerei.

* * *

Die beiden folgenden Kapitel behandeln seinen Sohn Wilhelm, den Münchener Akademieprofessor, und dessen Schwester, die Porträtmalerin Marie Großmann, nebst deren Sohn, den Berliner Sittenschilderer Rudolf Großmann.

(Schluß folgt im nächsten Jahrlauf.)

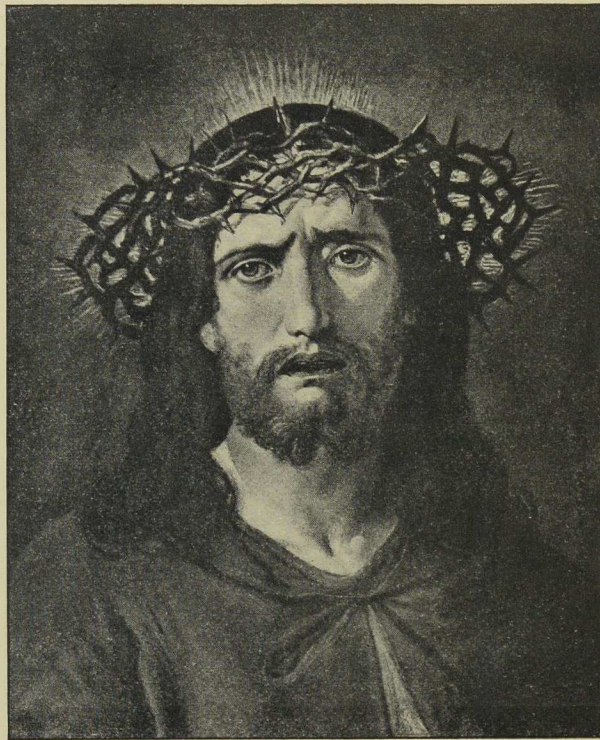


Abb. 69. Pastellbild (Größe 52 auf 64 cm). 1862.

Christuskopf.

Besitzer: Erzbischöfl. Oberbauinspektion (Steiburg i. Br.).

kaufen im Jahre 1866 das „in elegantem Stil erbaute Schloß“ Villa Colombi für 86500 Gulden und verkaufen dasselbe im Jahre 1869 an Fabrikant Thoma für 85000 Gulden.“ Die Differenz der Kaufsumme erklärt sich wohl dadurch, daß Sporer vielleicht das Mobiliar nicht mitveräußert hat.

72) Oswald Breimeier, zu Sinsheim am 28. Februar 1831 geboren, am 7. August 1855 ordiniert, dann Vikar in Etzlingen, Oppenau, geistl. Lehrer am Gymnasium zu Tauberbischofsheim, 1864 Pfarrer in St. Blasien, 1871 Pfarrer in Weinheim, 1874 Stadtpfarrer zu St. Martin in Freiburg, gestorben 12. Juni 1882. Stiftungen in die Kirchenfonds zu Sinsheim und St. Blasien. (Freib. Diöz.-Arch. XX, S. 17.)

73) Geschichte der Malerei im 19. Jahrh., I, 36.

74) Die photographischen Aufnahmen dieses Bildes und der Abbildungen 30, 31 und 41 hat in liebenswürdiger Weise Herr Dr. Zieber, Freiburg i. Br., dem „Schau-in's-Land“ zur Verfügung gestellt.

75) Die ältere heute Frau Ministerialrat Schmidt in Karlsruhe, die jüngere Frau Dr. Schermer Witwe hier.

76) Die jetzige Besitzerin des Aquarells hat es von ihrer Tante, Frau Arch. Wagner, einer Schülerin Dürrs, geerbt.

77) Nach Mitt. des Herrn Oberl. Dr. Schmitz, Köln.

78) „Schau-in's-Land“, Jahrlauf 36, Seite 84.

79) In dem Skizzenbuche aus dem Jahre 1847 (vergl. Anm. 67.) findet sich aus dem Jahre 1853 folgender Eintrag: „St. Jakob ist voll von schönen Kunstschätzen, schade daß der Portier darin ein Flegel ist. Unter den herrlichen Glasmalereien fiel mir die herrliche Szene aus Schillers Rudolf von Habsburg besonders auf, wo der Priester durch den angeschwollenen Waldbach gehemmt ist weiter zu kommen und Rudolf ihm sein Pferd anbietet.“ — Prof. Jakobs führte ihn ins Museum. „Die Grablegung von Quintin Massis ist das schönste Bild, voll Ausdruck von Seele.“ — Verschiedene Skizzen behandeln Madonnen und Heilige aus den Domen zu Antwerpen und Brügge.

80) Nach Mitteilung des Herrn Konserv. Aeeb, Mainz.

81) Nach Mitteilung des Besitzers Herrn Institutsdirektor Dr. Plahn (Privat-Realschule) in Waldkirch i. Br.

82) Dürrs verschollen. Gem. „Germanias Siegesfeier“.

I. Brief des Vorsitzenden des Denkmälerrates der Rheinprovinz, Geh. Rat Clemen:

Bonn, den 15. Juli 15.

In Sachen des Malers Wilhelm Dürre habe ich doch leider nichts feststellen können. Ich schicke Ihnen anbei den Brief des Herrn Kommerzienrat Gustav Seligmann. Mir selbst ist dieser Maler Wilhelm Dürre der Ältere auch nicht bekannt. Bei Boetticher, Deutsche Malerwerke des XIX. Jahrh. ist zwar das Bild als in Coblenz befindlich erwähnt, aber ohne nähere Angabe. Können Sie genauere Quellen angeben, so empfehle ich, daß Sie sich direkt an Herrn Archivrat Dr. Knipping, Coblenz, Stadtarchiv, wenden.

2. Brief des Herrn Kommerzienrat G. Seligmann.

Coblenz, 30. Juni 1915.

Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß über das betreffende Bild hier nichts in Erfahrung zu bringen ist. Ich habe bei allen Stellen, wo es sich möglicherweise befinden könnte, angefragt und überall den Bescheid erhalten, daß man das Bild nicht kenne. Die Antwort steht noch von

einem der Herren, an die ich mich gewandt hatte, aus. Doch nehme ich an, daß auch von diesem kein Aufschluß kommen wird. Auf eins gestatte ich mir noch aufmerksam zu machen. In der Geschichte der Malerei von Muther wird nur ein Wilhelm Dürre, der 1857 geboren, angeführt und habe ich nur an Stellen nachgefragt, wo ich Bilder dieses Malers vermuten konnte. Existiert noch ein älterer Wilhelm Dürre, so wäre es vielleicht möglich, noch an andern Stellen Nachforschungen anzustellen.

3. Brief des Herrn Archivrat Dr. Knipping.

Coblenz, 23. 7. 15.

Bei den Streifzügen, die ich in den letzten Jahren gelegentlich der Veranstaltung zweier Ausstellungen aus Coblenzer Privatbesitz durch hiesige Häuser gemacht habe, ist mir das Dürresche Bild nicht bekannt geworden. Meine jetzige militärische Tätigkeit, die mir nur die Sonntagnachmittagsstunden frei läßt, macht es mir leider auch unmöglich, mich z. B. in der Sache umzusehen. Sollte die Frage bis zu dem nicht fernen Kriegsende Zeit haben, dann bin ich gern bereit, mich um ihre Lösung zu bemühen. . . .

83) Im Jahre 1872 findet sich im Adressbuch ein Eintrag unter der Rubrik „Gesellige Vereine“, wonach dieser 40 Mitglieder hatte. Vorstand war damals der praktische Arzt Dr. Merz.

84) Die Mitteilung von der Existenz des Bildes verdanke ich Herrn Stadtarchivrat Prof. Dr. Albert.

85) Jahrlauf 37, S. 31—34.

86) Im ganzen hat Dürre der Herder'schen Verlagsbuchhandlung 20 Zeichnungen geliefert, von denen 16 veröffentlicht wurden; die Originale sind noch im Besitze des Verlages. Im Kalend. Kohlschwarz usw. finden sich außer der im Texte besprochenen S. 25 „Mutter an der Wiege“; S. 74 „Im Wahlbureau“; S. 79 „Glückseliges neues Jahr“; S. 82 „Der Tod als Freierrmann“; S. 86 „Die heil. Elisabeth“. Im Kalend. 1878 (Ein Stück Brot), S. 35 „Die heil. Kommunion“; S. 40 „Der heil. Franz Xaver predigt den Japanesen“; S. 52 „Das Martyrium Leos“.

87) Die Temperamentwürfe (Vanitas et Caritas) aus dem Jahre 1885 sind die Wiederholung der beiden Bilder im Kalender (Kohlschwarz usw.) S. 2 und 82.

88) Nach Mitteilung von Herrn Pfarrer Blattmann erhielt Dürre für dieses Gemälde 2000 Mark.

89) Siehe Anmerkung 61.

90) Leider gelang es mir nicht, über die Rippoldsauer Altarbilder näheres festzustellen, da die versprochenen Angaben des dortigen Pfarrers ausgeblieben sind. Sie behandeln „Die Grablegung“, „Gang nach Emmaus“, „Jesus am Jakobsbrunnen“.

91) Nach Mitteilung des Erzbischöflichen Oberbaupinspektors Raymund Jeblinger. Wie mit der verstorbenen Erzbischöfliche Justitiar Kreuzer mitteilte, soll Dürre als Modell zu seinen Christusbildern mit Vorliebe den damaligen Stadtgärtner H. Schmöger benützt haben.

92) Knackfuß: Allgemeine Kunstgeschichte III, S. 60.

93) Im Besitze der Erben des verstorbenen Erzbischöflichen Justitiar G. Kreuzer befindet sich der erste Entwurf der Adresse. Die Kenntnis des Bildes verdanke ich der Mitteilung des genannten Herrn, der es aus dem Nachlasse des verstorbenen Prälaten Dr. Behle erworben hat.

Kriegsblinde und die Freiburger Blindenanstalt.

Von Prof. Dr. Hermann Mayer.

F. GREINER.

I. Kriegsblinde.

O Die bedauernswertesten aller Opfer, die der schon so lange tobende Weltkrieg gefordert hat, sind diejenigen unserer tapferen Krieger, welche eine der schönsten Gottesgaben des Menschen, das Augenlicht, ganz oder größtenteils verloren haben, unsere Kriegsblinden. Die gegenüber früheren Kämpfen zunehmende Verwendung von Minen, Handgranaten und Artilleriegeschossen aller Art setzt auch viel mehr als früher das Gesicht und beide Augen der Verletzung aus. Die Zahl der auf diese Weise ihres Augenlichtes beraubten Soldaten des deutschen Heeres wurde schon im August 1915, nach Ablauf des ersten Kriegsjahres, auf 500, im Anfang des Jahres 1916 auf 900 und am Ende des zweiten Kriegsjahres auf 1250 geschätzt. Mitunter beträgt die Zahl bis 10—12 % aller Verwundeten. Trotz aller Fürsorge und aller Fortschritte der Augenheilkunde dürften die Ziffern größer sein — prozentuell und absolut — als in allen früheren Kriegen. Auch werden manche ursprünglich weniger beschädigte Augen durch hinzugekommene Komplikationen später noch gebrauchsunfähig, wie sehr auch hier die ärztliche Kunst alles tut, um, was an Sehkraft noch vorhanden ist, zu retten.

Wie aber der große Krieg neben all dem Schrecklichen, das er gebracht, auch die schönsten Blüten hingebender Nächstenliebe hervorsprossen ließ, so auch insbesondere auf dem Gebiet der

DER KRIEGSBLENDENDEN FÜR SORGE

Kriegsblindenfürsorge. Schon in den ersten Kriegsmonaten wurde mit Eifer daran gearbeitet, den Bedauernswerten ihr Los möglichst rasch und durchgreifend zu lindern und zu bessern. In der Reichshauptstadt wurde ein großes Kriegsblindenheim errichtet und mit reich-

lichen Mitteln ausgestattet, so daß eine große Zahl von Freiplätzen geschaffen und durch das Kriegsministerium bekannt gegeben werden konnte. Dieser geplanten Zentralisierung aller deutschen Kriegsblinden gegenüber wurden aber bald Stimmen von hervorragenden Sachkundigen laut, die dem Heimatsprinzip das Wort redeten und überzeugend darlegten, daß dieser für die übrigen dienstunbrauchbar gewordenen Heeresangehörigen anerkannte Grundsatz bei den Kriegsblinden ebenso gelten müsse, wie ja auch in Friedenszeiten die gewöhnliche Blindenfürsorge dezentralisiert sei. Da die Ausbildung erblindeter Krieger, bis sie sich selbst durch erwerbliche Tätigkeit weiterhelfen und wieder nützliche, möglichst selbständige Glieder der menschlichen Gesellschaft werden können, längere Zeit dauert, so wäre es geradezu eine (ungewollte) Härte, wollte man sie unnötig weit von der Heimat und ihren Angehörigen fernhalten. Die Heimat ist der gegebene, natürliche Boden, auf dem sie am besten weitergedeihen und sich allmählich mit ihrem Schicksal abfinden lernen. Hier kann auch am besten beurteilt werden, welche Art von Arbeit mit Rücksicht auf die besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegend sich für

sie empfiehlt. Auch dürfte — gegenüber einer Unterbringung aller in ein besonders nur für Kriegsblinde bestimmtes Heim — die Berührung mit solchen Leidensgenossen, die schon länger nichts mehr sehen und die schwere Zeit der Ausbildung überwunden haben, im allgemeinen ein Segen sein, den Wettstreit anregen und die Aussicht auf Erfolg ihrer Ausbildung erhöhen. Aber auch nach Vollendung letzterer wird die Anlehnung und der persönliche Zusammenhang der selbständig gewordenen Kriegsblinden mit einer benachbarten Anstalt Vorteile bieten. Endlich ist, wenn überall im deutschen Reich diese Praxis durchgeführt wird, erst dann eine genauere Statistik in den einzelnen Bundesstaaten und damit eine klarere Übersicht über die sich stellende Aufgabe möglich.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat der Direktor der Freiburger Universitätsaugenklinik, Geh. Hofrat Prof. Dr. Arenfeld, als der berufenste Vertreter, dem ich auch das Material zu diesen Ausführungen verdanke¹⁾, in unermüdlichem Eifer sich bemüht und es auch erwirkt, daß von den maßgebenden militärischen Behörden an die badischen Reservelazarette die Anweisung erging, alle Kriegsblinden aus Baden auf die einheimischen (gleich zu nennenden) Anstalten hinzuweisen, und ferner, daß kriegsblinde verwundete Badener, sobald sie transportfähig sind, aus dem ganzen deutschen Reich nach Baden überführt werden, und zwar die Nordbadener an die Universitätsaugenklinik zu Heidelberg, die Südbadener an die zu Freiburg, damit von da aus rechtzeitig die Verbindung mit den benachbarten Blindenanstalten hergestellt werden kann.

In Baden bestehen nämlich seit langer Zeit für Blinde drei Anstalten: für eingehenden Unterricht die große Erziehungsanstalt in Ilvesheim, für erwachsene Blinde aus einfacheren Ständen die beiden Anstalten in Mannheim und in Freiburg. Dem genannten Heimatsprinzip entspricht es aber am meisten, daß die Kriegsblinden aus Nordbaden nach Mannheim, die aus Südbaden nach Freiburg kommen.

So hat denn auch im August 1915 unsere Freiburger Blindenanstalt Kriegsblinden ihre Tore geöffnet. Für Schreiben und Lesen, musikalischen Unterricht, Handarbeiten

der verschiedensten Art, sowie anderweitige Unterweisung und Anregung sind die Einrichtungen vorhanden und stehen geeignete Kräfte zur Verfügung. Die Anstalt selbst ist landschaftlich geradezu ideal im reben- und waldumkränzten Stadtteil Herdern gelegen, entspricht allen hygienischen Forderungen und bietet sowohl im Neubau und dem Nebengebäude geeignete Räume, als auch in den älteren in ihrem Besitz befindlichen Räumen kleine Wohnungen, die (bisher vermietet) für Kriegsblinde frei gemacht werden können und zum Teil schon frei sind, wo sogar erforderlichen Falles verheiratete Kriegsblinde mit Familie untergebracht werden können. Im allgemeinen wird es sich freilich nur um vorübergehenden Aufenthalt handeln.

Die Aufnahme in unsere Freiburger Anstalt ist aber auch ganz im Sinne der Kriegsblinden von Südbaden selbst, die es als eine Wohltat empfinden, so in verhältnismäßiger Nähe ihrer Heimat und ihrer Angehörigen zu sein.

So wurden denn am 12. August 1915 die ersten drei Kriegsblinden von augenkranken Kameraden aus der Augenklinik nach der Anstalt abgeholt, am Eingang vom Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Stadtpfarrer Reßler, empfangen und in Ansprachen von diesem und Geh. Hofrat Arenfeld sowie durch Gedicht und Gesang begrüßt und in ihr neues Heim liebevoll eingeführt²⁾. Am 18. Oktober d. J. wurden durch Excellenz Staatsminister a. D. v. Marschall an die Kriegsblinden von J. K. S. der Großherzogin Luise gespendete Uhren überreicht.

Unterdessen sind aus den drei Kriegsblinden zeitweise neun geworden, die in die Blindenanstalt untergebracht wurden. Im Hinblick auf sie ist unsere Anstalt gewissermaßen als Hilfsazaret der hiesigen Augenklinik zu betrachten, indem die blinden Krieger von dort aus ärztlich weiterbehandelt wurden. Für die Verpflegung erhält die Anstalt, solange die Kriegsblinden im Militärverhältnis stehen, je 3 Mark für den Tag von der Militärbehörde, für die vom Militär entlassenen kommt ein eigens gebildeter Landesauschuß auf, der als besondere Abteilung der badischen Kriegsinvalidenfürsorge geschaffen wurde und in dem alle einschlägigen Angelegenheiten ihre Pflege

finden³⁾. Weitere Mittel zur Ausbildung der erblindeten Soldaten stellt die große Nationalstiftung in Berlin zur Verfügung, die schon ein Kapital von über drei Millionen besitzt. Aber auch hier in Freiburg selbst wurde geworben und gesammelt, und trotz so vielfacher Inanspruchnahme aller in dieser schweren Zeit hatte der Aufruf einen über Erwarten günstigen Erfolg, so daß z. B. auf Weihnachten (1915 u. 1916) über das Dreifache gegenüber andern Jahren mit Rücksicht auf die aufgenommenen Kriegsblinden unserer Anstalt zugewendet wurde. Auch eine ganze Anzahl von Vereinen und Gesellschaften stellte ihre Kräfte in den Dienst der Sache. Die Freiburger Jugendwehr (unter der eifrigen Leitung des Hauptmanns v. Graevenitz), der Freiburger Karnevalverein, der katholische Gesellenverein, die katholische Jugendwehrabteilung der Freiburger Mittelschulen u. a. mehr veranstalteten dramatische oder musikalische Aufführungen, Frä. Ella Becht ein Konzert, auch außerhalb Freiburgs, wie in Säckingen fanden solche Aufführungen zugunsten des Kriegsblindenheims

statt. Im Mai 1916 stiftete die Firma Welte hier ein selbstspielendes Reproduktionsklavier „Welte-Mignon“ nebst einer größeren Anzahl Notenrollen in erster Linie für die in der Anstalt untergebrachten Kriegsblinden. Überall also zeigte sich erfreuliches Verständnis für das Bemühen, den im Dienste des Vaterlandes ihres Augenlichts beraubten ihr hartes Schicksal zu lindern.

Da für den Fall, daß der Krieg noch länger dauert und die Zahl der Kriegsblinden sich noch weiter erhöht, weitere Räume und Einrichtungen beschafft werden müssen, wohl auch bauliche Ver-



änderungen oder ein Neubau sich als nötig erweisen, so ist zu hoffen und zu wünschen, daß auch fernerhin die Mildtätigkeit in diesem hervorragend vaterländischen Sinn nicht erlahme.

Ist so nach all dem Gesagten die Freiburger Blindenanstalt mehr als bisher Gegenstand eines allgemeinen Interesses geworden, so dürfte es nicht unangebracht sein, die reiche Geschichte dieses bisher in stiller Bescheidenheit wirkenden

und zu wenig bekannten Institutes in ihren Grundzügen an unserem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Ist es doch ein Stück Lokalggeschichte Freiburgs aus dem 19. Jahrhundert, zugleich ein Kapitel edler karitativer Betätigung, bei der bekannte Namen von alten Freiburgern eine segensreiche Rolle gespielt haben⁴⁾. — Vorerst aber sei als Einleitung gegeben ein kurzer Überblick über

II. Blindenfürsorge in der Vergangenheit.

Mitleid und Mitgefühl für die Blinden, was ja jeder einigermaßen gefühlvolle Sehende dem des Augenlichts beraubten unglücklichen Mitmenschen entgegenbringt, kannte schon das Altertum⁵⁾. Sicher gab es damals mehr Blinde als

heute, wo infolge einer verbesserten Geburthigiene die Blindheit der Neugeborenen stark zurückgegangen und auch einer späteren Erblindung durch sorgfältige Behandlung der — freilich andererseits heute mehr angestregten — Augen besser vorgebeugt wird. Aber von einer eigentlichen Fürsorge für die Blinden weiß das Altertum nichts. Erst das Christentum hat auch hier segensreich gewirkt. Im 4. Jahrhundert n. Chr. finden wir schon Versorgungshäuser für Arme und Blinde in Caesarea (wo der hl. Basilius

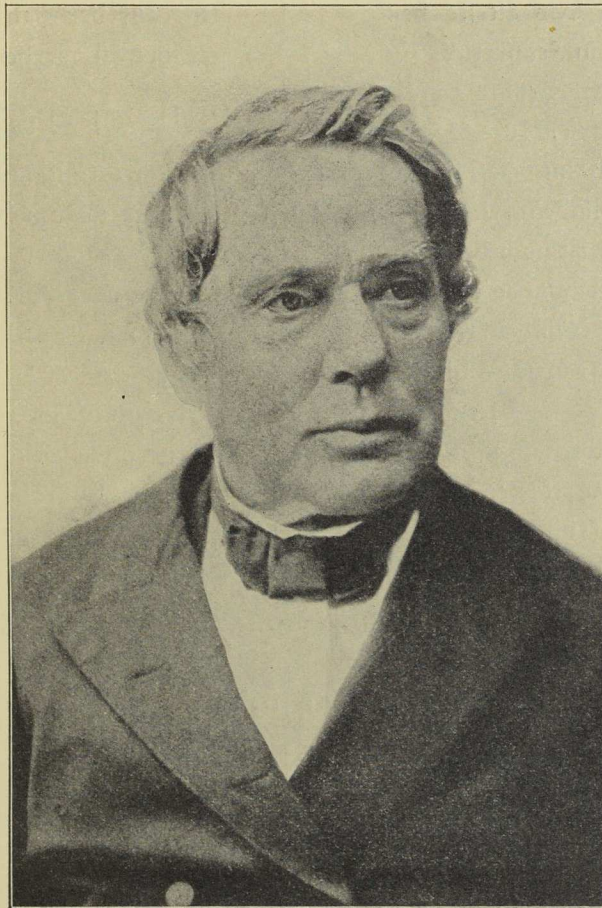


Abb. 1. Prakt. Arzt und Privatdozent Dr. J. Fritsch.
Nach einem im Besitze der Familie Fritsch befindlichen Bildnis
aufgenommen von Prof. Dr. Max Stork.



350 Blinde mit andern Gebrechlichen zu verpflegen bemüht war), Jerusalem und Kairo, sowie auch bald in Ponthieu in Frankreich. Um 1050 soll Wilhelm der Eroberer derartige Blindenhäuser in Cherbourg, Rouen und andern Orten eingerichtet haben. Das älteste Blindenheim in Deutschland soll das von Herzog Wolf VI. zu Memmingen in Schwaben 1178 gestiftete Nicolauspital gewesen sein. Es wird aber die Annahme, daß jenes Haus eigens für Blinde bestimmt gewesen sei, neuerdings in Zweifel gezogen⁶⁾. Das älteste heute noch bestehende Blindenasyl ist in Frankreich: 1260 gründete König Ludwig IX. der Heilige zunächst für die auf seinem Kreuzzug (1248—1254) in Aegypten erblindeten Krieger im Hospital der Quinze-Vingts in Paris ein Blindenasyl, woraus nach und nach eine allgemeine, jetzt noch bestehende Versorgungsanstalt für Blinde wurde⁷⁾.

Hatte so das Altertum die Blinden geehrt, das Mittelalter sie genährt, so war es die Neuzeit, die sie auch belehrt hat⁸⁾. Erst jetzt dachte man daran, nicht nur die erwachsenen unheilbaren Blinden zu verpflegen und zu versorgen, sondern auch die Blindgeborenen und früh blind Gewordenen durch Vermittlung der nötigen Bildung und Erlernung eines Handwerkes für die menschliche Gesellschaft heranzuziehen und in den Stand zu setzen, wenigstens teilweise sich selbst ernähren zu können. Es entstanden so die Blindenunterrichtsanstalten. Die erste solcher wurde in Paris durch den Philanthropen V. Haüy im Jahre 1784 — also bald nachdem der bekannte Abbé de l'Épée die erste Taubstummenunterrichtsanstalt gegründet — ins Leben gerufen⁹⁾. Diesem Beispiel Frankreichs folgten bald alle Kulturländer. Deutschland erhielt seine erste Blindenversorgungs- und unterrichtsanstalt 1806, kurz vor dem Einfall der Franzosen in Preußen, in Berlin; es ist dieselbe Anstalt, die jetzt in Berlin-Steglitz als große Musteranstalt besteht. Zwei Jahre darauf, 1808, entstand in Wien das erste k. k. Blindeninstitut, nachdem schon 1804 der Armenbezirksdirektor J. W. Klein (ein Bürger aus Allerheim bei Nürnberg) die ersten Unterrichtsversuche mit einem Blinden daselbst unternommen hatte.

Gegenwärtig bestehen im Deutschen Reich 35 meist staatliche Erziehungs- und Unterrichts-

stalten für Blinde mit etwa 2500 Schülern; dazu kommen 26 Heime (Asyle) mit 11—1200 Arbeitern und Pflöglingen.

Daß die Tätigkeit beider Arten von Anstalten, die Ausbildung der Blinden bis zur Beherrschung einer beruflichen Tüchtigkeit sowohl als die Verpflegung und Beschäftigung erwachsener Blinden, soweit sie nicht in ihrer Familie oder anderweitig Aufnahme finden, eine auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt wichtige Aufgabe ist, liegt auf der Hand und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden¹⁰⁾.

III. Die Freiburger Blindenanstalt.

Die Gründung der ersten Blindenanstalt auf badischem Boden fällt in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts und ist das Werk des katholischen Geistlichen und späteren Professors Franz Müller¹¹⁾ in Freiburg. Ursprünglich (1820) Erzieher im gräflich Enzenbergischen Hause in Donaueschingen, hatte er mächtige Gönner, wie den Fürsten Egon von Fürstenberg und den Konstanzer Bischof Verweser v. Wessenberg für seine hochherzigen Pläne gewonnen¹²⁾. Die erste Blindenheimstätte war das ehemalige fürstbergische Kloster Mariahof zu Neidingen¹³⁾ an der Donau. Ursprünglich Privatanstalt wurde dieses Haus 1828 zur Staatsanstalt erhoben und nach Bruchsal verlegt. Als Aufgabe hatte sich Müller, mit den damals üblichen Blindenunterrichtsmethoden vertraut und als Lehrer und Vorstand wirkend, die Bildung und Erziehung jugendlicher Blinden in körperlicher und geistiger Hinsicht gestellt. Es war also eine Blindenschule und Erziehungsanstalt.

Zunächst gab es 8, später 13 Freiplätze. Die staatliche Dotation betrug zuerst 3000 fl. jährlich und wurde 1830 auf 5000, 1836 auf 6000 fl. erhöht.

1837 erfolgte die Verlegung der Anstalt nach Freiburg, wo sie mit 116 Schülern eine Unterkunft in einem Hause „an der Straße nach Karlsruhe“, dem jetzigen Mez'schen Anwesen Zähringerstraße Nr. 17 (Ecke der Wölflinstraße) fand. Während in Bruchsal die Anstalt unmittelbar unter dem Ministerium d. J. gestanden hatte, bekam sie jetzt einen Verwaltungsrat von 5 Mitgliedern, die vom Staatsministerium ernannt wur-

den. Die vorgesetzte Behörde war die Großh. Kreisregierung. Die Stadt Freiburg bewilligte jährlich die unentgeltliche Zufuhr von 20 Klaftern Brennholz. Das Institut war damals eines der wenigen, die eine eigene Druckerei für Blindenschrift besaßen¹⁴⁾.

Unter den Unterrichtsgegenständen nahm, dem feinen Gehör der Blinden entsprechend¹⁵⁾, die Musik (Vokal- und Instrumentalunterricht, Theorie der Musik, Ausbildung zur Komposition) einen hervorragenden Platz ein. Den musikalisch gebildeten Schülern wurde von dem Gesangverein der Stadt, sowie von der Museums- und Lesegesellschaft (letztere die Vorgängerin der „Harmonie“) gestattet, an musikalischen Vorführungen teilzunehmen. Auf diese Weise wurde nun ein besonders begabter Schüler der Anstalt in weiteren Kreisen bekannt und erregte namentlich das Interesse des Mannes, der als der eigentliche Gründer unserer jetzigen Blindenversorgungsanstalt bezeichnet werden muß, des prakt. Arztes und Privatdozenten Dr. Johann Fritsch. Der blinde Knabe aber war Jakob Bing¹⁶⁾.

Geboren zu Eschbach im Amte Staufen, war dieser siebenjährig im Jahr 1828 in die Anstalt zu Bruchsal aufgenommen worden. Körperlich und geistig ganz verwahrlost, hatte er dort rasch in jeder Beziehung staunenswerte Fortschritte gemacht, vorab in der Musik, so daß er schon mit 12 Jahren zunächst kleinere, dann auch größere Kompositionen machte. Eine Messe von ihm wurde zum Geburtsfest des Großherzogs Leopold am 29. August 1836 in der Hofkirche zu Bruchsal aufgeführt und fand großen Beifall. Durch Vermittlung des Landesherrn, der bei den Jahresschlußprüfungen auf ihn aufmerksam wurde,

erhielt er dann in Freiburg weitere Ausbildung und fertigte noch zahlreiche Kompositionen, die nach dem Urteil der berufensten Musikdirektoren (Gäßner-Karlruhe, Kalliwoda-Donau-eschingen, Mendelssohn-Bartholdy) ungewöhnlich hervorragendes Talent zeigten. Leider starb Bing schon im Jahre 1841 im Alter von noch nicht ganz 20 Jahren.

Dieser begabte Blinde also übte auf die Erwägungen und Entschlüsse Fritschs, die zur Gründung der heutigen Blindenversorgungsanstalt führten, einen hervorragenden Einfluß aus. Hören wir Fritsch selbst. In einem Bericht vom 7. Januar 1846¹⁷⁾ erzählt dieser: „Ich wurde besonders auf die hiesigen Blinden und ihr Geschick durch zwei Blinde und ihre Arbeiten aufmerksam gemacht: durch Ludescher und Bing, welche beide ich in der Ruckmichschen Musikalienhandlung kennen lernte. Durch ersteren lernte ich manche mechanische Handarbeiten der Schüler des Großh. Bad. Blindeninstituts kennen, die in obiger Handlung zum Verkauf deponiert waren; in letzterem lernte ich ein reiches musikalisches Talent kennen, und so kam es, daß ich, als ich

Bings letzte Gesänge mit Klavierstimme in der Freiburger Zeitung rührend anempfahl, auch die Aufmerksamkeit der Blinden auf mich zog. Bing starb unterdessen.

Inzwischen ereignete sich, daß zwei blinde Mädchen (weil sie ausgelernt hatten) das Institut verlassen sollten, ohne in ihrer Heimat ein sicheres Auskommen zu finden. Groß war hier die Not, teuer der Rat. Es wurde von Buchdrucker Poppen und Buchbinder Kiesterer in die Zeitungen (vgl. Freiburger Zeitung vom 6. Juni 1845) durch Aufruf das Mitleid auf diese Un-

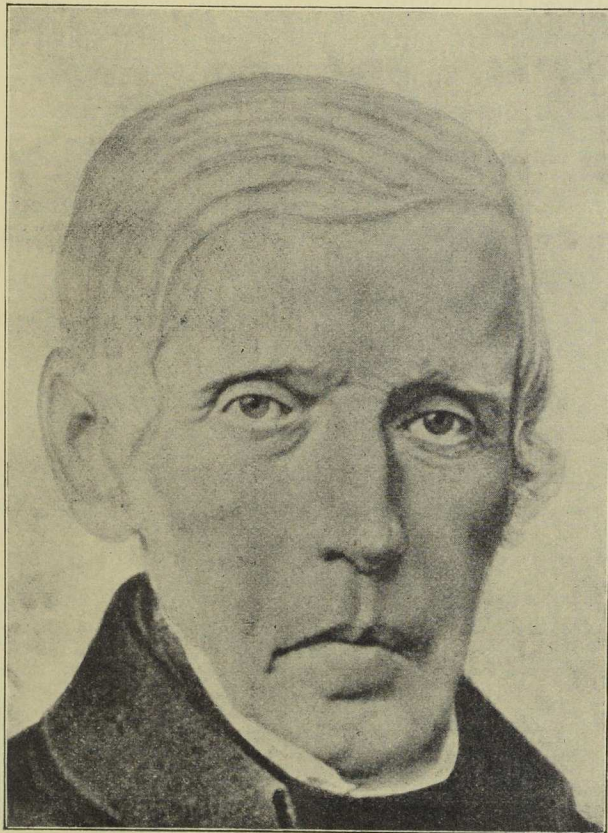


Abb. 2. Domkapitular Dr. Haiz.

Nach einem Bildnis im Erzbischöflichen theologischen Konvikt aufgenommen von Prof. Dr. M. Stork.

glücklichen gewendet; die milden Beiträge fielen, wenngleich nicht absonderlich reichlich, doch so zahlreich, daß man damit ihnen den Aufenthalt in dem Blindeninstitut vor der Hand auf ein, resp. zwei Jahre, sichern konnte. Wahrlich eine prekäre Sicherung, ein schwaches Palliativum für das wiederkehrende Übel. Unterdessen wurde ich, während die milden Sammlungen noch im Gang sind, im August 1846 von Ludescher im Namen der Blinden zu einem Gesangskonzert eingeladen, welches letztere im Beisein einiger weniger Blindenfreunde aufgeführt wurde. Hier war es nun der ungeheure Schmerz, welcher mein Herz beim Anblick dieser Unglücklichen und in ihrem vereinten Zusammenleben doch so fröhlichen und Zufriedenen durchzuckte. Sie kamen einzeln zu mir und klagten mit Wehmut, daß nur ein Elend sie drücke, der Gedanke, einstens aus der Anstalt und somit auch aus dem Kreise ihrer Mitbrüder und Mitschwestern scheiden zu müssen¹⁸⁾. Dieser gesperrte Gedanke leitete Poppen und Riesterer, die Aufrufe in alle Zeitungen des Landes einzusenden; sie waren also die erste Veranlassung zur Gründung des Vereins und der später ins Leben getretenen Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde. Thränen standen den Bekümmerten in den Augen. Ihr einziger Wunsch war, daß der Staat eine Versorgungsanstalt für sie errichten möge. Hierfür waren die Aussichten sehr gering. . . . Es wurde mir unheimlich; ich sehnte mich nach dem Ende des sonst gelungenen Concerts, um wieder frische Luft zu schöpfen und meinen Seelenschmerz einigermaßen am Lichte der Sonne wieder aushauchen zu können.

Auf dem Heimweg in Begleitung mit dem Herrn Musikus R. Ecker senkte der liebe Gott wunderbar den Gedanken in meine Seele, einen Verein zu gründen, der sich die Gründung einer Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt zur Aufgabe machen sollte. Ich teilte diese Idee sogleich Ecker mit, ohne sie weiter von ihm beachtet zu sehen. Ich hielt mich für zu untergeordnet und zu einflußlos, ein solches Projekt ins Leben zu rufen. Beinahe wäre es bei dem Gedanken geblieben. Wie es aber stets mit

der Geburt großer Dinge zu geschehen pflegt, die Gedanken beunruhigen sich selbst, sie drängen sich und halten so den Menschen wach; auch mir erging es so. Tag und Nacht verließ mich dieser Gedanke nicht. . . . Ich fand es. Der Plan war nun folgender: Verbinde dich mit einigen beliebten, einflußreichen Männern der Stadt, stelle dich mit diesen an die Spitze, und im Verein mit diesen lade durch Zirkular die Einwohnerschaft Freiburgs zur Teilnahme ein. Hab ich einmal hier ein Verein gebildet, so läßt sich dann von diesem Centralpunkte aus der Verein über das ganze Land ausdehnen. Ich teilte somit diese Idee Herrn Professor Müller, Blindenunterrichtsdirektor, mit, der sie freudig aufnahm und mir nun mitteilte, daß auf solche Weise in Wien eine derartige Anstalt ins Leben gerufen worden sei.“

Soweit Fritsch. Das Mitleid also mit denjenigen Blinden, die in dem Großh. Institut eine Zeitlang Bildung und Erziehung genossen hatten, dann aber, herangewachsen, entlassen und ins rauhe Leben hinausgestoßen und, wenn sie nicht liebende Anverwandte und sorgende Freunde hatten oder öffentliche Fonds für sie zur Verfügung standen, dem Elend und der Verwilderung preisgegeben werden¹⁹⁾, und andererseits die Überlegung, daß auch die in jener besseren Lage Befindlichen keine Mittel und keine Gelegenheit hatten, ihre im Institut erlangten Fähigkeiten und ihre Kunstfertigkeit zu üben und ihren Unterhalt sich zu verdienen, da sie ja mit den Sehenden in keinen Wettbewerb treten konnten²⁰⁾ —, daß deshalb manche aus Mangel an angemessener Beschäftigung dem Müßiggang, der Armut und der Entsittlichung verfallen würden und „geistige Verblendung das Unglück der Körperlichen erhöhe“ (2. Rechenschaftsbericht der Anstalt) — das zusammengenommen war es, was dem edlen Fritsch den Gedanken nahelegte an die Gründung einer Anstalt, die die körperliche und geistige Pflege der erwachsenen und aus jener staatlichen Bildungs- und Erziehungsanstalt entlassenen Blinden übernehmen, also sie beschäftigen und versorgen sollte. Und mit der ihm eigenen, seltenen Energie ging er ans Werk.

Am 6. Juni 1845 erschien das erste Eingefandte in der Freiburger Zeitung über den betrüblichen Zustand jener zwei blinden Mädchen, die, aus dem Großh. Blindeninstitut entlassen, nun ganz auf sich angewiesen waren, und für die um Unterstützung gebeten wurde. Eine Sammlung für beide durch verschiedene Zeitungen ergab 601 fl. 16 kr. und wurde quittiert in der Freiburger Zeitung am 16. März 1846 (Karlsruher Zeitung 6. April) von Poppen und Riesterer, unter Hinweis auf die unterdessen geschehenen Schritte zur Gründung einer Anstalt.

Denn tatsächlich war ja jene Geldsammlung für die blinden Mädchen nur eine augenblickliche Hilfe für diese beiden, es konnte aber jedes Jahr wieder ein ähnlicher Fall eintreten, und auch jenen war ja nur vorderhand auf kurze Zeit damit geholfen. Es mußte also etwas Durchgreifendes geschehen, zunächst ein Verein gegründet werden.

Der allererste Aufruf dazu erschien in den Tagesblättern am 24. Oktober 1845, unterzeichnet von 34 Männern mit bekannten Namen (darunter natürlich in erster Linie Fritsch, Merian, Bürgermeister Wagner und andere), namentlich vielen Universitätsprofessoren. Zugleich wurde eine Inskriptionsliste mit 389 Namen aus Freiburg veröffentlicht. Der Anfang war also gemacht.

Neben Fritsch können als die ersten Bannerträger des Grundgedankens der schon oben genannte Prof. Müller, Leiter des Großh. Blindeninstituts, der ja wohl die meiste Erfahrung im Blindenwesen hatte und der geborene Ratgeber war, sodann die ebenfalls erwähnten Buchdrucker Poppen und Buchbinder Riesterer, und endlich Lithograph Ehtle genannt werden. Nachdem genügend Gesinnungsgenossen geworden, traten

ste, befeelt von dem Gedanken „Nur im Verein wachsen unsere Kräfte und kräftigt sich unsere Stärke“, in den ersten Tagen des neuen Jahres, am 6. Januar 1846, zusammen und bildeten zunächst ein Komitee von 20 Mitgliedern. Prof. Müller hielt eine Rede über die Wichtigkeit und den Segen der geplanten Anstalt. Zum Präsidenten des Vereins wurde „das tätige Mitleid“, zum Vizepräsidenten Fritsch ernannt.

Letzterer arbeitete alsbald einen Statutenentwurf aus. Dieser wurde am 20. Januar in Karlsruhe vorgelegt und um Übernahme des Protektorats durch Großherzog Leopold gebeten. Dieses erste Schreiben kam aber unerledigt wieder zurück, indem das Ministerium zunächst von der Annahme des Protektorats abriet und einige Änderungen im Statutenentwurf verlangte. Alsbald wurden auch Verhandlungen über diese Änderungen — die noch in den Akten (Faszikel V) erhalten sind — durch den Großh. Kommissär, Regierungsrat Stephani, mit Fritsch eröffnet und diese in der Sitzung des Komitees am 20. August d. J. mit geringen Zusätzen angenommen.

Unterdessen war auf Vortrag des Ministeriums des Innern beim Großherzog am 23. Juni d. J. von diesem die Staatsgenehmigung des „Vereins zur Gründung einer Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für arme erwachsene Blinde im Großherzogtum Baden“ erfolgt und vom Staatsministerium (gez. Nebenius) am 13. Juli an die Regierung des Oberrheinkreises, von dieser (gez. Mors) am 31. Juli an Dr. Fritsch mitgeteilt worden.

Am 23. Oktober erhielten dann auch die Statuten die Genehmigung der Großh. Regie-



Abb. 3. Zahnarzt R. Günther.
Von Prof. Dr. Storck aufgenommen nach einem Bildnis in eigenem Besitz.

zung, worauf ein neues Schreiben mit der schon früher geäußerten Bitte um Übernahme des Protektorats an den Großherzog am 5. Dezember abging. Am 17. desselben Monats übernahm dann auch der Landesfürst dasselbe und spendete zugleich aus seiner Handkassa die hochherzige Gabe von 500 Gulden.

Gleich am Tag nach der Genehmigung der Statuten, am 24. Oktober und in den folgenden Tagen ging eine Liste mit der Aufforderung zum Beitritt in den Verein in Freiburg von Haus zu Haus, und in kurzer Zeit hatten sich schon 510 Mitglieder eingezeichnet.

Nachdem so der Verein ins Leben getreten war und eine rechtliche Grundlage hatte, mußten Personen aufgestellt werden, die im Namen und Auftrag desselben alle Angelegenheiten und laufenden Geschäfte zu besorgen hatten. Zu diesem Zweck berief Fritsch auf Sonntag den 29. November 1846, vormittags 10 Uhr, ins Kaufhaus die erste Generalversammlung, zu der 26 Mitglieder erschienen. (Ich glaube kaum, daß später je einmal eine größere Zahl zu einer „Generalversammlung“ erschienen ist.) Diese Generalversammlung genehmigte die Statuten und wählte einen sog. Verwaltungsrat, bestehend aus 9 Mitgliedern: zunächst als „regierende Behörde“ Fritsch als Vorsitzenden, Hofgerichtsekretär Cajetan Jäger als Schriftführer, Fabrikant Karl Mez als Rechner; sodann 6 Ausschußmitglieder oder die „kontrollierende Behörde“: Hofrat Dr. Fromherz, Sekretär Held, Dompräbendar Lumpp, Buchdrucker Poppen, Buchbinder Riesterer und Bürgermeister Wagner.

Fritsch, der neue Vorsitzende, war und blieb unermüdet. Aus den auf jenen 29. November folgenden Wochen und Monaten sind ungezählte Schreiben von seiner Hand in den Akten uns erhalten, so daß man staunen muß, wie ein Mann eine solch umfassende Korrespondenz überhaupt bewältigen kann²¹). In erster Linie waren es Aufrufe (denen die Statuten beigelegt waren) zum Beitritt an die hohen und höchsten Herrschaften, an alle Zivil- und Militärbehörden (Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, Direktion der Posten und Eisenbahnen²²), Hof- und Domänenkammer, Steuere

direktion, die Regierungen der einzelnen vier Kreise, die Direktion der Forst- und Bergwerke; an das Kriegsministerium, die Kommandos der einzelnen Kavallerie- und Infanterieregimenter usw.), an alle Gemeindevorsteher, Kirchenbehörden, Geistliche, Ärzte, die einzelnen Lyzeen, Pädagogien, Gymnasien, Bürgerschulen, Waisenhäuser und die Lehrer der Volksschulen. Sodann erfolgten noch im Dezember die ersten gedruckten Aufrufe, zunächst als Inserate in der Oberrheinischen, der Freiburger und der (kath.) Süddeutschen Zeitung, so dann aber wurde derselbe Aufruf in nicht weniger als 60800 Exemplaren an 27 Zeitungen des ganzen Landes mit je einem Exemplar der Statuten am 14. Februar 1847 verschickt. — Endlich war schon am 10. Dezember 1846 mit Genehmigung des derzeitigen Prorektors Oetinger ein Anschlag am schwarzen Brett der Universität mit einem Aufruf an die Akademiker gemacht und eine Inskriptionsliste beim Oberpedell Eisele aufgelegt worden.

Von den vielen Antwortschreiben hoher und höchster Stellen, an die Fritsch sich gewendet hatte (in den Aktenfasziken I und II in großer Zahl erhalten), erwähne ich hier nur dasjenige des Hofmarschallamtes des damaligen Prinzen, späteren Großherzogs Friedrich (I.) vom 4. März 1847. Dasselbe führt aus, „daß S. K. H. vorerst als Major des dahier (Karlsruhe) garnisierenden Dragonerregiments sich bei den Beiträgen für die zu gründende Versorgungsanstalt der Blinden beteiligen und später nach erreichter Majorannität und dem Eintritt in den Genuß einer Apanage als Prinz des Großh. Hauses Ihre Teilnahme an diesem schönen Zweck betätigen werden“.

Vom Landesfürsten, der alsbald 500 fl. spendete (siehe oben), bis hinab zu den Schalkindern im kleinsten Dorfe wurde dem Aufruf entsprechend beigelegt. Es ist rührend all die Berichte (in Aktenfaszikel IV) zu lesen von den Sammlungen, die von Direktoren, Pfarrern und Lehrern in den höheren Schulen und den Volksschulen, den Fortbildungsschulen, bei Kommunikanten und Christenlehrlern, bei Waisenkindern und Sonntagsschülern, bei einzelnen Vereinen und Gemeinden bis hinauf auf

den höchsten Schwarzwald und bis hinab in den Taubergrund veranstaltet wurden, und wie die Kleinsten und die Ärmsten — von andern ganz zu schweigen — bemüht waren, ihr Scherlein beizutragen, wie in manchen Schulen (gerade wie jetzt bei Sammlungen zur Kriegsfürsorge, fürs

Rote Kreuz u. ä.) die einzelnen Klassen sich zu übertreffen suchten, und wie man an andern Orten im ersten Eifer sogar plante, Sili-

alvereine als Zweige des Zentralvereins (diesen Namen gebrauchte man tatsächlich eine Zeitlang) in Freiburg zu gründen²³.

— Von Vereinen wurden Aufführungen zugunsten des Vereins veranstaltet, so von der Freiburger Liedertafel am 1. November 1846 ein Konzert mit einem Reingewinn von 124 fl. 25 Kr., vom Überlinger Liedertanz im Mai

1847 eine Gesangsaufführung.

Wenn trotzdem die Beiträge nicht so reichlich flossen, wie es zu wünschen gewesen wäre, so ist dies in erster Linie der ungünstigen Zeitlage zuzuschreiben, nämlich der großen Teuerung, die gerade in den Jahren 1846 und 1847 im Lande herrschte und nicht nur die ärmeren Klassen, sondern namentlich auch den Mittelstand hart trafen.



Schon im November 1846 hatte sich die Regierung veranlaßt gesehen, 35 000 Malter überseischer Früchte zu kaufen (Freiburger Zeitung Nr. 319, 15. Nov.). Um das Unglück zu vergrößern, kam dann noch der äußerst harte Winter 1846/47; das Thermometer stand an nicht weniger als

60 Tagen unter 0°, und noch der März brachte scharfen Frost. Die Preise der Lebensmittel erreichten eine unerschwingliche Höhe: vier Pfund Brot kosteten 48 Kreuzer, ein Sester Erdäpfel 1 fl. usw. (Freib. Ztg. 22. Febr. 1847).

Übrigens herrschte Teuerung und Hungersnot damals nicht nur in Baden und den Nachbarländern, sondern beinahe in ganz Europa. Bis zum 12. März 1847 sollen in jenem Winter allein in Irland 30 000 Menschen Hungers gestorben sein. Daher die da-

mals so mächtig anschwellende Auswanderung nach Amerika. 1847 trat dann noch am See, im badischen Oberrhein- und Mittelrheinkreis wie auch in Württemberg und einigen Kantonen der Schweiz eine verheerende Kartoffelkrankheit ein, wodurch eines der ersten Volksnahrungsmittel noch mehr verteuert wurde. — Allerorts suchte man damals durch Errichtung von Suppenan-



Abb. 4. Weiherhaus Herdern.

Aus Dr. P. P. Albert: „Die Schiller von Herdern“. Ein Beitrag zur hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag. Denkschrift der Stadt Freiburg. Freiburg 1905. (Verlag von S. E. Fehsenfeld.)



stalten (Aufruf in der Karlsruher Zeitung vom 17. Dez. 1846) in den einzelnen Gemeinden der ärgsten Not zu steuern. In Freiburg wurden täglich etwa 900 Portionen durchschnittlich verteilt (Freib. Stg. Nr. 38, 7. Febr. 1847), im ganzen vom 25. Dez. 1846 bis 22. Febr. 1847 nicht weniger als 48 059 Portionen. Durch Sammlung von Beiträgen unterstützte man arme Landwirte mit Saatfrüchten.

Kein Wunder also, wenn bei so großer Inanspruchnahme der Wohltätigkeit zur Linderung der allgemeinen Not großer Volksklassen infolge der großen Teuerung für die Blinden nicht so viel abfiel, als es unter günstigeren Umständen der Fall gewesen wäre. In den meisten Antworten und Berichten über das Sammlungsergebnis ist auch zur Begründung dessen, daß die Beiträge nicht größer seien, auf diesen Umstand hingewiesen. „Nur ein unbegrenztes Gottvertrauen“, sagt im Hinblick auf diese Tatsache der erste am 1. Dez. 1847 herausgegebene Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrates, „und der unerschütterliche Glaube an die unverstegliche Quelle der Mildtätigkeit der Einwohner unseres gesegneten Vaterlandes, aber auch die Dringlichkeit und Notwendigkeit einer Anstalt für die unglücklichen Blinden . . . konnten den erforderlichen Mut . . . einflößen und wachhalten.“ Zugleich wird die Hoffnung ausgesprochen, daß mit dem Eintritt der so gesegneten Ernte des Jahres 1847 auch bessere Zeiten angebrochen seien.

Trotz aller Mißgunst der Zeitverhältnisse zählte der Verein doch schon Ende 1847 763 ordentliche ständige Mitglieder, davon 668 in Freiburg. Alle hatten sich zu jährlichen Beiträgen in verschiedener Höhe verpflichtet; die höchsten hatten der Fürst von Fürstenberg mit 60, Febr. v. Wessenberg in Konstanz mit 33, Erzbischof v. Vikari mit 30 fl. gezeichnet.

Als besonders eifrig im Werben von Vereinsmitgliedern und im Gründen von Bezirksvereinen werden (im genannten ersten Rechenschaftsbericht) hervorgehoben Oberamtmann v. Jagenmann in Renzingen, die Pfarrer Reichlin in Neustadt, Engler in Weisweil und Fink in Illenau, Oberamtmann Lang in Hoffenheim und Obereinnehmer Kräutler in Pforzheim. Filialvereine wurden wirk-

lich gegründet in Illenau, Hoffenheim und Pforzheim, andere als in Aussicht stehend bezeichnet, so in Konstanz durch den edlen v. Wessenberg.

Neben den zahlreichen Mitgliedern mit ständigen Jahresbeiträgen sind aber namentlich einige hochherzige einmalige Gaben schon im Jahre 1847 zu verzeichnen. Das ist zunächst die Stiftung des Kaufmanns Chr. Adam Mez von 10 000 fl., von der später die Rede sein wird. Wie der Großherzog (s. oben) gleich mit der staatlichen Genehmigung einen Beitrag von 500 fl. gespendet hatte, so die Markgrafen Wilhelm und Max je 200 fl., der Fürst von Fürstenberg 300 fl. Endlich wurde auch vom Staate ein jährlicher Beitrag von 500 fl. sowie ein Zuschuß zum in Aussicht genommenen Bau eines Versorgungshauses gezeichnet. — Im ganzen verzeichnet das erste Rechnungsjahr (1847) an ordentlichen und außerordentlichen Beiträgen immerhin schon 3231 fl. 25 kr. (darunter als Löwenanteil aus dem Oberrheinkreis 1525 fl. 54 kr., aus dem Mittelrheinkreis 1217 fl. 4 kr.; der Rest aus dem See- und Untertheinkreis), rechnet man die Legate mit 10 500 fl. dazu, so ergab das eine Gesamteinnahme von 13 731 fl. 25 kr.

Mit ganz besonderem Danke wurde gedacht der eifrigen Unterstützung durch die Geistlichkeit und durch die Volksschullehrer. „Durch ihren besonderen Eifer haben sich vieler Herzen zur Mildtätigkeit geöffnet, und der fromme Kinder Sinn im Wohltun gegen Unglückliche und Notleidende sich zu üben gelernt.“ Um gerade die Geistlichkeit noch mehr zur Mitwirkung zu veranlassen, begab sich Fritsch persönlich zum Erzbischof, und infolge dieser Unterredung erließ das Generalvikariat (gez. Dr. Martin) ein Rundschreiben²⁴⁾ an sämtliche Dekanate zur weiteren Bekanntmachung an die Geistlichkeit, in dem namentlich auf die den Blinden in der geplanten Versorgungsanstalt zugedachte religiöse Pflege hingewiesen und der Klerus ersucht wird, die Angehörigen der Gemeinden in eifriger Privatbelehrung auf die Wohltätigkeit des Vereines aufmerksam zu machen und zum Beitritt zu ermuntern.

Auch an die Ortsvorstände der Gemeinden des Landes erging noch eine besondere Bitte, zum Beitritt zu bewegen, in Anbetracht der großen

Vorteile, die durch Übernahme von Blinden ihrer Gemeinden durch die geplante Anstalt geboten würden. Zugleich bat man alle Ortsvorsteher um Übersendung einer Liste ihrer Blinden mit Angabe von deren Personalien.

So nahe nach vielen Mühen und Arbeiten der Tag heran, wo der Verein, an seiner Spitze

Jakobstraße) eröffnet werden. Die Räumlichkeiten, die man um 257 fl. gepachtet hatte, waren entsprechend den einstweilen noch beschränkten Vereinsmitteln freilich vorerst noch nicht groß genug, um allen Meldungen zu entsprechen. Zunächst konnte man nur acht Pflinglinge (4 männliche und 4 weibliche), davon sechs aus dem benach-

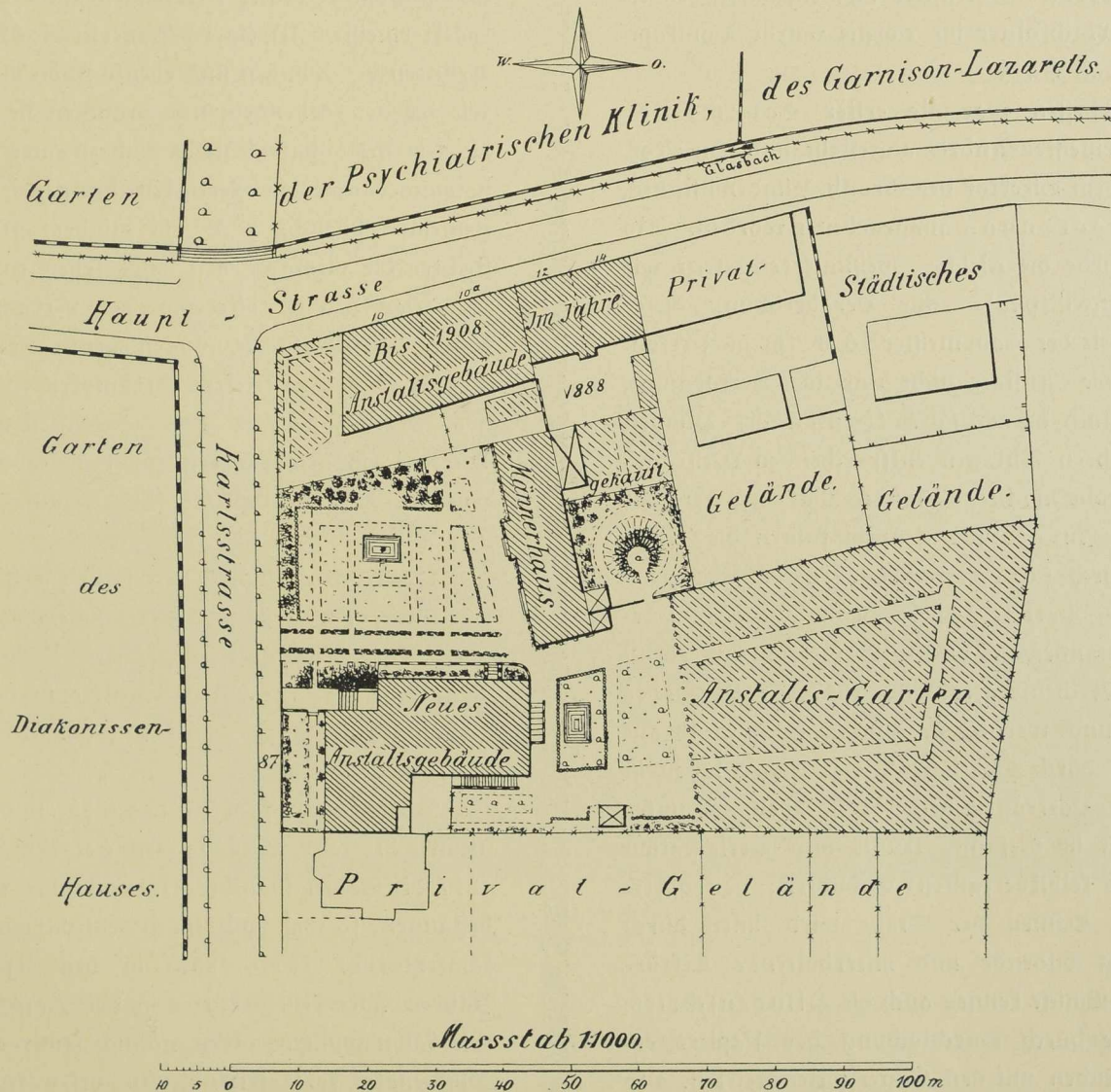


Abb. 5. Lageplan der Gebäude.

Von Herrn Festungsbaumajor a. D. J. Varg aufgenommen für das Werk „Die deutschen Blindenanstalten in Wort und Bild“. Demselben Werk entnommen sind auch die Abbildungen 6-7 und 9-13.

der unermüdete Fritsch, ihr erstes Ziel erreicht sahen: am 7. Mai 1848 konnte die Anstalt in Gegenwart des Verwaltungsrates und der Regierungsräte Stephani und Wetzl in dem bisher dem Steinhauer Schindler gehörenden Hause Nr. 111 am Steinweg in Herdern (später Haus Nr. 17 der Steinstraße, jetzt Erbgroß. Bildhaushaltungsschule Karlstraße 73, Ecke

barten Groß. Blindeninstitut und zwei auswärtige, die bisher im elterlichen Hause gewesen waren, aufnehmen. Aber der Anfang war wenigstens gemacht, eine Versorgungsstätte war da.

Leider legte schon am 26. Juli desselben Jahres, also schon elf Wochen nach Eröffnung der Anstalt, Fritsch sein Amt als Vorstand nieder. Den Grund dazu gaben allerlei in der

Anstalt zutage getretene Mißstände, gegen die er die seiner Ansicht nach unbedingt nötige Unterstützung nicht gefunden zu haben scheint, namentlich „die Divergenz der Ansichten, ob bei der im Versorgungshaus zu beachtenden Disziplin Milde und Ernst, oder ob immer nur Milde und das Verlangen der Zöglinge nach ihren Zuträgereien obwalten solle“. (Neunter Rechenschaftsbericht.) Fritschis Nachfolger im Vorsitz wurde Domkapitular Dr. F. Haiz.

Unterdessen war als erster Hausmeister Schneidermeister Andris angestellt und von Prof. Müller, dem Direktor des Großh. Blindeninstituts, eine Hausordnung ausgearbeitet worden. Als Kost wurde die gleiche Speisung festgesetzt wie im Heiliggeistspital. Für Verabreichung dieser Kost erhielt der Hausmeister 16 Kr. für die Person.

Da die Anstalt nicht nur die Versorgung, sondern auch die Beschäftigung der Blinden in einer ihren Anlagen entsprechenden Weise sich zur Aufgabe machte, so mußte auch diese geregelt werden. In geistiger Hinsicht sollten die Pflöge „durch fortgesetzten Unterricht und religiöse Leitung ihrer Bestimmung als Bürger einer andern Welt entgegengeführt werden“ (Zweiter Rechenschaftsbericht 1847—1849). Daher wurden und werden sie zum Kirchenbesuch angehalten, durch Geistliche beider Konfessionen in religiösen Vorträgen belehrt; sie üben sich unter Anleitung in Gesang, Musik und Deklamation von (teils selbstverfaßten) Gedichten; von opferfreudigen Damen der Stadt wird ihnen durch Vorlesung bildende und unterhaltende Lektüre geboten. Einige kennen auch die Blindenschrift, wobei die durch Durchlochung des Papiers erhöhten Zeichen mit den Fingerspitzen gelesen, also der Gesichtssinn durch den Tastsinn ersetzt wird²⁵⁾, und schreiben auch in dieser mittelst einer dazu konstruierten Schreibmaschine.

Durch geeignete Handarbeiten sollten zugleich einerseits die Mittel zur Deckung der Unterhaltungskosten, andererseits ein Notpfennig für die arbeitenden Blinden selbst im Falle unvorhergesehener Unglücksfälle gewonnen werden. So werden und wurden von Anfang an von den männlichen Pflöglingen Strohtaschen, Strickkörbe, Strohstühle, Bürsten, Tisch- und Bodenteppiche

(namentlich große für Kirchen u. a. Räume), Litzens und Endschuhe, von den weiblichen feines Garnespinnst, aller Art Strickarbeiten, wie Strümpfe, Socken, Hosenträger, Hauben, Kinderschuhe, aber auch Bürsten angefertigt und dem Verkauf ausgesetzt. Außer im Hause selbst wurden Niederlagen dieser Arbeiten gleich zu Anfang (1848) errichtet bei Buchbinder Kiesterer, Kaiserstraße 112, und bei Säcklermeister Metzger, Kaiserstraße 524. Die Arbeiten der Blinden sind ebenso schön und sauber wie die der Sehenden, nur brauchen sie natürlich längere Zeit, obgleich sie es auch zu einer geradezu bewundernswerten Fertigkeit bringen. Im allgemeinen braucht z. B. ein blinder Strohstuhlflechter die vierfache Zeit eines sehenden.

Was den Erlös von den verkauften Arbeiten betrifft, so bekommen heute die Blinden selbst z. B. von gestrickten Strümpfen zwei Drittel des Verkaufspreises, von Strohgeflechtem ein Viertel, von den Bürsten auf 1000 Loch 15 Pf., von den Teppichen 65 Pf. für den Quadratmeter u. s. f.

Natürlich wird auch von jeher für genügende Erholung und Pflege der leiblichen Gesundheit durch Spaziergänge u. a. gesorgt. Unentgeltliche ärztliche Behandlung leistete in den ersten Jahren prakt. Arzt Dr. Bofsch, seit 1854 Dr. J. v. Kotteck.

Wenn auch nach dem Aufhören der allgemeinen Notlage jener Teuerungsjahre 1846 und 1847 die Gaben mancherorts reichlicher zu fließen begannen, so war doch (nach dem vierten Rechenschaftsbericht 1855—1858) in den ersten fünf Jahren „oft kein Kreuzer in der Kasse, so daß wir kaum wußten, ob es möglich sein werde, das Blindenasyl fortzusetzen“. In dieser Zeit machte sich das Verwaltungsratsmitglied Gemeinderat und Handelsmann Christian Mez um die junge Anstalt verdient, indem er nicht nur die Geschäfte des Rechners völlig unentgeltlich besorgte, sondern auch oftmals mehrere hundert Gulden vorschob, bis anderweitig wieder Beiträge eingingen. Mez hat das Amt des Rechners 16 Jahre lang bis 1865 verwaltet.

Die vom badischen Staat gezeichnete Beihilfe von jährlich 500 fl. konnte 1848 flüssig gemacht werden. Größere Schwierigkeiten hatte man mit

dem oben kurz erwähnten Mez'schen Legat. Christian Adam Mez, Bankier und Seidenfabrikant, gest. 10. Februar 1847, vermachte in einem Testament vom 27. März 1846 ein Kapital von 10000 fl. (= 17142 Mk. 86 Pf.) zunächst nur für das Großh. Blindeninstitut, das damals noch in Freiburg war, seit 1868 aber in Ilvesheim sich befindet. Durch einen späteren Nachtrag wurde aber, nachdem unterdessen die Versorgungsanstalt größere Gestalt angenommen hatte, hinzugefügt, „daß die Rente meines Legates für unglückliche Blinde vorzüglich für diese Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt verwendet werden soll“.



Rechenschaftsberichten der Anstalt darauf aufmerksam gemacht, doch ja bei Schenkungen und Vermächtnissen die beiden Anstalten, das Großh. Lehr- und Erziehungsinstitut der Blinden einerseits und die private Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde andererseits, nicht zu verwechseln.

Außer dem Mez'schen Vermächtnis fallen in diese erste Zeit der Anstalt das der Frau Kanzleirat Margarete von Gillmann geb. Merian mit 3000 fl., sowie das des Geistl. Rates Rossmann, Stadtpfarrers von Breisach († 1853) mit 1000 fl. (nachdem derselbe schon vorher 1000 fl.

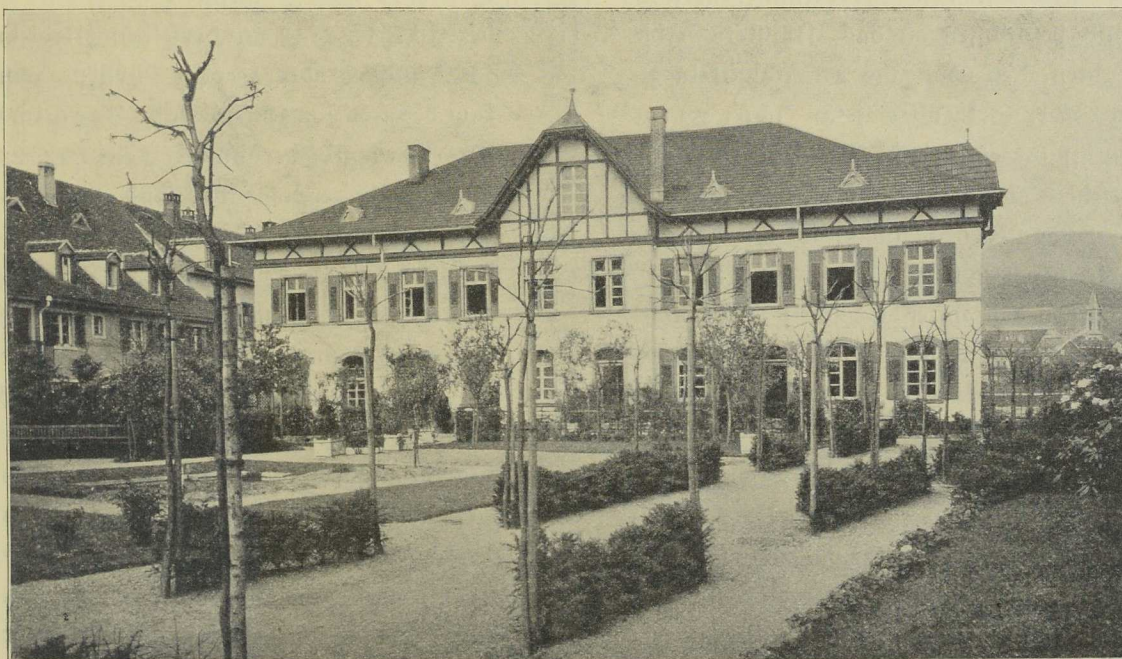


Abb. 6. Männerhaus.

Aufnahme des Herrn Ingenieurs Lohé; von ebendenselben die Abbildungen 7 und 9–13.

Am 2. Nov. 1847 bestätigte das Ministerium d. J., daß von jenen 10000 fl. für das Großh. Blindeninstitut, also die staatliche Lehr- und Erziehungsanstalt ein Freiplatz von 150 fl. (später abgerundet zu 260 Mark) gegründet und etwa 20–25 fl. (34 bis 44 Mk.) für die Verwaltungskosten vorbehalten, der Rest des Zinsenertrags aber an die Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt verabsolgt und zu einem Reservefonds ausgebildet werde. Dieser Mez'sche Fonds wurde von Anfang an getrennt vom Hauptfonds verwaltet und der Oberaufsicht des Großh. Verwaltungshofes unterstellt.

Wiederholt wurde im Anschluß an die Erfahrungen mit dem Mez'schen Legat in den ersten



als Ungenannt gespendet hatte). Kleinere Legate können natürlich ebensowenig alle aufgezählt werden wie alle Einzelschenkungen. Von letzteren sei nur bemerkt, daß nach dem Tod des ersten Protektors, des Großherzogs Leopold, i. J. 1852 dessen Sohn, der Landesregent und spätere Großherzog Friedrich, mit der Übernahme des Protektorats am 29. Juni 1852 auch ein Geschenk von 500 fl. wie sein Vorgänger verband.

Auch in diesem Jahr 1852 konnte man immer noch nicht mehr als 10 Pfleglinge aufnehmen, teils aus Mangel an Raum, teils wegen mangelnder Mittel. Und doch dachte schon in diesem Jahre der Verwaltungsrat an den Bau eines

eigenen, geräumigen Hauses, namentlich da die Einkünfte allmählich sich zu bessern versprachen. Die Anregung dazu ging übrigens in erster Linie von der Direktion des Großh. Blindeninstituts aus, die von und über entlassene Zöglinge nur ungünstige Berichte erhielt und solche Entlassenen daher möglichst zahlreich in der Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt unterbringen wollte. Es wurde für den in Aussicht genommenen Neubau ein Bauplatz neben dem Institut unentgeltlich zur Verfügung gestellt und die Baukosten auf 16500 fl. berechnet. Der Bauplan gefiel aber nicht, und im folgenden Jahr (1853) wurde ein neuer zu 20000 fl. vom Verwaltungsrat gutgeheißen und beschlossen an das Ministerium die Bitte zu richten, den Bau aus Staatsmitteln zu genehmigen. Der Sekretär Cajetan Jäger wurde mit der Abfassung einer dahingehenden ausführlichen Bittschrift beauftragt, verfaßte aber ein Gutachten gegen den Neubau, indem er nachwies, daß gegenwärtig kein Bedürfnis vorliege (!), daß der Staat in den augenblicklichen Zeitverhältnissen nichts tun könne und der Verein von sich aus nicht bauen könne, auch wenn er einen größeren Staatszuschuß erhielte. Der Verwaltungsrat stimmte dem Gutachten Jägers zu, und man ließ die Sache einstweilen ruhen.

Dies war im Oktober 1853. Schon im Dezember desselben Jahres brachte Jäger selbst die Sache wieder in Anregung, nachdem er unterdessen erfahren hatte, daß das ehemalige Riedsche Fabrikgebäude in Herdern billig zu verkaufen sei. Es lag dieses ziemlich vereinsamt an der Ecke der Stein- (jetzt Karls-) und Hauptstraße Nr. 126, später Hauptstraße Nr. 4, und bestand aus Vorderhaus, Hinterhaus und einem Gärtchen in der Mitte. Der Verwaltungsrat beauftragte Jäger mit weiteren Erkundigungen, und schon am 20. Februar 1854 kam der Kauf zustande: das ganze Anwesen ging um 7500 fl. in den Besitz des Vereins über und wurde nach den Bedürfnissen der Anstalt mit einem Bauaufwand von 3000 fl. eingerichtet. Die Bestreitung des Kaufschillings und die baulichen Herstellungen erforderten viel Geld. Jener konnte vorerst noch auf dem Hause stehen bleiben, für die Baureparaturen wurde vom Mini-

sterium d. J. ein Anlehen von 2500 fl. aus den Ersparnissen des Großh. Blindeninstituts bewilligt. Da aus dem Jahreseinkommen die Verzinsung nicht möglich war, mußte weiter die öffentliche Wohltätigkeit angerufen werden.

So hatte man also für die Blinden ein eigenes Heim, und zwar war es klassischer Boden. Hier hatte ehemals das Lustschloß zum Weier, das sog. Wei(h)erhaus oder der Wei(h)erhof gestanden (vgl. die jetzige Weiherhofstraße), der alte Dinghof von Herdern, im Beginn des 16. Jahrhunderts im Besitz des berühmten Arztes und Humanisten Dr. Bernhard Schiller²⁶), der, 1490 an der hiesigen Hochschule immatrikuliert, 1503—1520 an derselben Medizin dozierte, 1509 auch Stadtarzt oder Physikus wurde. 1542 kam der Hof von seinem Sohn Joachim Schiller, der ein ebenso berühmter Gelehrter und Lehrer unserer Universität war und u. a. eine Schrift über die damals so oft wütende Pest schrieb, an den Juristen Dr. Joachim Mynsinger von Grundeck²⁷). Damals wurde das Schloßchen besungen vom Dichter Jo. Pedius Tethinger²⁸).

Schon gegen Ende der fünfziger Jahre war es infolge weiterer milder Beiträge und Schenkungen möglich geworden, den Kaufschilling des — bei Aufstellung des Vermögensstandes auf 1. Januar 1855 (und ebenso 31. Dezember 1858) mit Ökonomiegebäude, Garten und Brunnen mit 11000 fl. angesetzten — neuen Hauses vollständig abzutragen und auch die Baukosten zu bezahlen, so daß man bis auf die aus dem Fonds des Großh. Blindeninstituts gegen erleichterte Zinsen geliehenen 2500 fl. schuldenfrei dastand.

Mit 12 Pflöglingen hatte man 1854 das neue Heim bezogen, Ende 1858 waren es schon 20. (Eine genauere Zusammenstellung s. u.) Die Beiträge wurden teils von der Heimatgemeinde teils von der entsprechenden Kreisasse geleistet. Im vierten Rechenschaftsbericht (der Jahre 1855 bis 1858) wird in dieser Hinsicht geklagt: „Wären Gemeinden und Familienangehörige der zum weit größten Teile ganz armen Blinden weniger farg in ihren Verwilligungen von Verpflegungsbeiträgen, wollten sie nicht in ihrer Mehrzahl dem Hause die ganz unentgeltliche Unterhaltung derselben . . . aufbürden, so könnten wir,

da im Hause genug Raum vorhanden ist, leicht eine größere Zahl aufnehmen . . .“ Man scheint dann doch seitens der Gemeinden und Familien allmählich von der Unbilligkeit solcher Zumutungen wenigstens teilweise sich überzeugt zu haben, denn bis Mitte der sechziger Jahre war die Zahl der Pfleglinge zeitweise bis auf fast 30 gestiegen, so daß man sich damals mit dem Gedanken trug, einen dritten Stock auf das Haus zu bauen. Man kam jedoch wieder davon ab und begnügte sich damit, einige Mansarden für vermöglichere Pfleglinge zu bauen, die ein eigenes Zimmer verlangten.

Von größeren Zuwendungen (eine Zusammenstellung findet sich im Anhang), die in die Zeit nach Erwerbung des Hauses fallen, seien hier nur zwei besonders erwähnt. Von einem Ungenannten erhielt die Anstalt, unter dem Vorbehalt des lebenslänglichen Zinsgenusses, zunächst 12500 fl., sodann anfangs der sechziger Jahre weitere 3500 fl., zusammen also 16000 fl. Erst nach seinem Tode (25. Nov. 1865) ließ sich der unbekannte Wohltäter feststellen als der Geistl. Rat Alex. Haury, früher Dekan und Stadtpfarrer in Neuenburg, ein geborener Freiburger. Auf den Ertrag der Haury'schen Stiftung, die ebenso wie die Mez'sche (s. oben) besonderer Verwaltung übergeben wurde (1865), haben in erster Linie Blinde aus den Gemeinden Neuenburg, Kirchhofen mit Offnadingen, Buchholz und Herzholzheim, wo überall der Stifter als Pfarrer gewirkt hatte, sodann im allgemeinen solche aus den Ämtern Müllheim und Staufen, Anspruch. Die Zinsen des Kapitals sollten übrigens zu drei Vierteln an den Hauptfonds abgehoben, das andere Viertel zur Kapitalvermehrung verwendet werden.

Eine zunächst ebenfalls ungenannte Bürgerstochter spendete noch in den fünfziger Jahren 4600 fl. (1600 u. 3000). In den Jahren 1863—1866 wurde die Summe bis auf 12300 fl. erhöht, und 1867—1872 der Rest des Vermögens, nach Abzug einiger Legate an entfernte Verwandte und Freunde, mit 10160 fl. testamentarisch vermacht. Es war die ledige Näherin Agatha Witschger, „welche durch unermüdeten Fleiß und anhaltende Sparsamkeit die Mittel für Spen-

dung ihrer Unterstützungen sich zu verschaffen suchte“. Am 24. Mai 1868 starb diese auch sonst große Wohltäterin im gesegneten Alter von 80 Jahren, gewiß ein geradezu rührendes Beispiel von aufopfernder Liebe zur leidenden Menschheit!

Das Ministerium d. J. gab außer dem schon früher gezeichneten Staatszuschuß von jährlich 500 fl. seit 1856 für jene Pfleglinge, die im Großh. Blindeninstitut ihre Bildung genossen hatten, Unterhaltsbeiträge, die sich jährlich auf mehrere hundert Gulden beliefen, im Jahre 1868 jedoch, als das Großh. Blindeninstitut von Freiburg nach Ilvesheim verlegt wurde, wegfielen. Außerdem wurden 1865 von der Regierung jene 2500 fl. erlassen, die aus Mitteln des Großh.

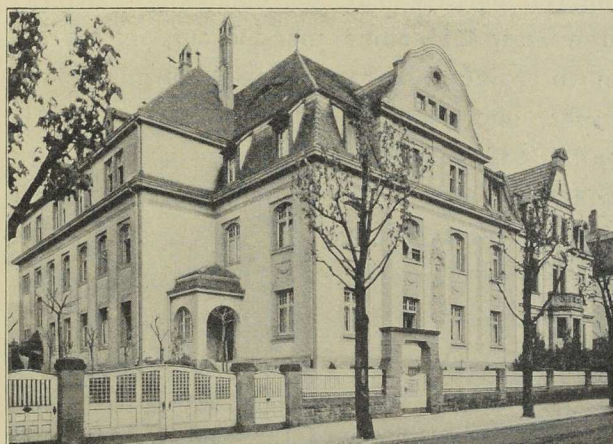


Abb. 7. Neues Anstaltsgebäude.

Blindeninstituts zur Erwerbung des Hauses im Jahre 1854 vorgeschossen und seither zu 3% verzinst worden waren.

Der Gemeinderat der Stadt Freiburg gab jährlich 8 Klafter weiches Holz und wies an jeder der beiden Messen (Jahrmärkte) der Anstalt eine Bude zum Verkauf der Arbeiten von Pfleglingen unentgeltlich an. In den Rechenschaftsberichten ist letzteres zu verfolgen bis 1872, die Abgabe von Holz geschieht noch jetzt, im Wert von ca. 100 Mark.

Eine weitere Erleichterung wurde seitens der Behörden dadurch erteilt, daß die im Jahre 1855 bezahlten Staats- und Gemeindesteuern wieder ersetzt und für die Zukunft erlassen wurden. Was von da an in den Rechenschaftsberichten unter dieser Rubrik (der Ausgaben)

erscheint, sind Brandkassenbeiträge und Grundsteuern von legierten Grundstücken.

Was die regelmäßigen jährlichen Beiträge betrifft, so ist von Anfang an die Tatsache festzustellen, daß die Bewohner Freiburgs weit aus den Riesenanteil leisteten, wogegen alle übrigen Landesteile stark zurücktraten. In der vierjährigen Periode 1859—1862 z. B. (s. Fünfter Rechenschaftsbericht) spendete Freiburg allein 3216 fl. 15 kr., das ganze übrige Großherzogtum zusammen 481 fl. 45 kr. Und doch wurde durchaus kein Unterschied bei der Aufnahme von Pflegelingen gemacht, solche vielmehr, soweit die Kräfte reichten, immer wie aus allen Konfessionen, so auch aus allen Landesgegenden gern und bereitwilligst aufgenommen. Der Verwaltungsrat nahm damals an, daß diese so geringe auswärtige Teilnahme zunächst auf der zu geringen Bekanntschaft mit dem Versorgungshaus beruhe, und drang wiederholt darauf, auf die Anstalt doch überall aufmerksam zu machen. Aber die Beiträge von auswärts gingen in den darauffolgenden Jahren sogar noch weiter zurück (vgl. den zehnten Jahresbericht 1867—1872), und am Ende des Jahres 1872 stehen den 293 Wohltätern (oder zahlenden Mitgliedern) aus Freiburg nur 12 auswärtige gegenüber, während im Jahre 1858 das Verhältnis wenigstens 414:43 und 1862 489:36 gewesen war.

Wie ein Vergleich der soeben gegebenen Zahlen der Wohltäter zeigt, nahmen dieselben im Verlauf der sechziger Jahre leider wieder ab. Und doch wuchsen mit der Zahl der Pflegelinge auch die Bedürfnisse, und im Beginn der siebziger Jahre schon glaubte man die Zeit nicht ferne, in welcher eine Erweiterung des Versorgungshauses werde notwendig sein. Der Sorgen hatte man auch sonst genug, und an Widerwärtigkeiten fehlte es auch nicht. „Daß unsere Aufgabe keine leichte sei, vermögen diejenigen wohl am besten zu ermessen, welche mit den Naturanlagen solcher Kranken näher bekannt sind. Die Blindheit aber ist eine Krankheit, die noch andere im Gefolge hat, wodurch die Arbeit noch mehr erschwert wird.“ (5. Rechenschaftsbericht 1859—1862.) Vor allem suchte man immer die Blinden genügend zu beschäftigen und zur Arbeit anzuleiten, um dieselben vor

Müßiggang und Abwegen abzuhalten und ihr Unglück zu mildern. „Rücksichten der Humanität sind dabei maßgebender als die Erzielung eines etwas größeren Geldgewinns“ (7. Rechenschaftsbericht 1867—1872). In dieser Zeit wurden auch nähere Angaben über die Zahl der in der Anstalt angefertigten Arbeiten veröffentlicht. Man zählte 1867: 1157, 1868: 1119, 1869: 1078, 1870: 917, 1871: 1224, 1872: 1444, wobei die Mehrzahl, nämlich Schuhe, Strümpfe, Socken als Paare zu rechnen sind. Dabei wird über die Arbeitsfähigkeit bemerkt: „Während die einen genügende Fassungskraft besitzen und sich Geschicklichkeit und Fähigkeit in derselben erworben haben, mangelt sie andern fast gänzlich, so daß diese gleichsam nur als Handlanger der ersteren verwendet werden können, was bei Beurteilung der Tätigkeit, neben dem Mangel des Augenlichts, in Berücksichtigung gezogen werden muß . . . Ist die Beschäftigung der Blinden im ganzen wenig lohnend, weil dieselben bedächtlicher und langsamer arbeiten und mit den Sehenden selbstverständlich nicht gleichen Schritt halten . . ., so ist solche doch immer das Mittel, dieselben vor Müßiggang . . . abzuhalten. . .“

In diesem Jahre wurde zum erstenmal neben dem Hausmeister eine besondere Aufseherin für die — unterdessen auf 16 vermehrten — weiblichen Pflegelinge angestellt (Josefine Schweigert).

Nachdem schon 1864 der um die Anfänge der Anstalt, wie erwähnt, so verdiente Buchdruckereibesitzer H. M. Poppen, am 13. Juni 1870 Dompräbendar und Geistl. Rat Leop. Lump, seit Beginn Mitglied des Verwaltungsrats, gestorben war, und letzterer der Blinden in seinem Testament mit 1700 fl. gedacht hatte, schied zwei Jahre später, am 9. Juni 1872, auch der Vorsitzende, Domkapitular Dr. Fidel Haiz, aus dem Leben. „Seinem rastlosen Eifer“, heißt es in einem kurzen Nachruf des Verwaltungsrats (7. Rechenschaftsbericht), „und umsichtigen Tätigkeit verdankt die Anstalt einen großen Teil der ihr in so reichem Maß zugeflossenen ansehnlichen Unterstützungen und Vergabungen und damit ihre feste Begründung für jetzt und die Zukunft“. Auch er vermachte ein Legat.



Im Jahre des Hinscheidens von Haiz wurde auch die Stelle des Rechners, seit dem Rücktritt von Mez nur stellvertretend (durch Revisor Hölzlin) versehen, wieder besetzt durch den Armenratssekretär Christ. Ruckmich.

Nachfolger von Haiz im Vorsitz des Verwaltungsrats wurde zunächst interimistisch der evangel. Stadtpfarrer Dekan Helbing, der bis zu seinem Tode im Jahre 1886 als Verwaltungsrat eine eifrige Tätigkeit entfaltete, 1873 sodann endgültig Domkapitular Rud. Behrle, kurz zuvor von Illenau, wo er Hausgeistlicher der Irrenanstalt gewesen, hierherberufen. Ihm folgte 1879 der ehemalige Oberschulrat Geh. Hofrat Leonhard Laubis. Im Jahre darauf (1880) wurde, nachdem in unermüdlichem Eifer C. Jäger das Schriftführeramt ehrenamtlich seit Gründung der Anstalt geführt, ein besonderer Sekretär in dem Ratsschreiber L. Küpferle gewählt.

Von einer Feier des Jahres 1873 berichten auffallenderweise die Akten der Anstalt nichts, dagegen erinnern sich derselben mit Freuden einige jetzt noch lebende Pfleglinge. Ich meine das Fest des 25jährigen Bestehens der Anstalt, das in jenem Jahre im Kaufhaus mit den üblichen Reden und Gesängen begangen wurde²⁹⁾.

1877 starb der letzte jener verdienten Männer, die Fritsch bei der Gründung unterstützt hatten, Trudpert Kieflerer.

Im Anfang der achtziger Jahre mußten zunächst viele Ausgaben gemacht werden für

bauliche Änderungen und Reparaturen. So war der Wasserabfluß hinter dem Hause schlecht, namentlich aber die Abortverhältnisse sehr mangelhaft — 1884 kam ein Typhusfall in der Anstalt vor —, das Dach mußte umgedeckt werden, 1881 wurde der Garten vollständig neu angelegt, 1882 für 211 Mark eine Gartenhütte erstellt. 1884 wurde bei Regulierung der Steinstraße (jetzt Karlstraße) von der Stadt und der Heilig-

geistspitalverwaltung je ein Geländestreifen (um den Ausnahmepreis) von zusammen 200 Mark erworben. Das städtische Stück betrug 281,70, das vom Spital 106,81 qm.

Eine Krisis brachte die Mitte der achtziger Jahre. Der neunte Rechenschaftsbericht, der im Jahre 1887 herausgegeben wurde, spricht sich in ausführlicher Weise darüber aus, in Worten, in denen die Erregung nachzittert und schwarz in schwarz gemalt wird. Es wird da u. a. von bitteren Erfahrungen gesprochen, die „teils auf üblen Angehörigkeiten der Pfleglinge, teils auf deren Klagen, die bei unerfahrenen und unbedachten

Menschen Gehör fanden, beruhten, so daß eine würdige und männliche Behandlung wieder verhindert war“. Auch wird auf eine Gefahr hingewiesen, die von seiten der unterdessen entstandenen Kreispflegeanstalt drohe. Schon jetzt würden von den Gemeinden ihre blinden Angehörigen oft in diesen Anstalten untergebracht, weil die Verpflegungsbeiträge dort geringer seien. Der Bericht meint sogar: „es würde mutmaßlich dieser Verein (der Blindenversorgung) nicht entstanden



Abb. 8. Relief am neuen Anstaltsgebäude: Christus heilt einen Blindgeborenen.

Von Julius Seitz. Aufgenommen von Prof. Dr. M. Stork.

sein, wenn diese (Kreispflege-) Anstalten frühzeitiger errichtet worden wären“, fügt aber andererseits hinzu: „Aber die Zahl der Pflöglinge (in den Kreispflegeanstalten) ist zu groß, und die Qualität derselben von ihrem früheren Leben her zumal für anständige und gesittete blinde Mädchen abschreckend.“

Auch in der Führung des Hauswesens gab es Unstimmigkeiten. Von Anfang an stand an der Spitze desselben ein Hausmeister (1849 bis 1856 Al. Andris, 1856—74 Chr. Kündtorff, von 1874 an Th. Buhl), dessen Frau zugleich die Geschäftsin der weiblichen Pflöglinge sein, Wäsche und Reinlichkeit im Hause besorgen und in der Küche „als Akkordantin der Kost vorstehen“ sollte; zu gröberen Arbeiten war ihr eine Magd beigegeben. Später (o. S. 48) setzte man noch ein Fräulein über die weiblichen Pflöglinge, „was aber bald nicht gut tat, da zwei Damen neben einander nicht regieren können“ (!). Als daher der Hausmeister Th. Buhl im Januar 1886 plötzlich starb, mußten neue Hauseltern gewählt werden, wobei auf eine geeignete Ehefrau Bedacht genommen wurde, so daß der Nebenaufseherin, Fräulein Merzweiler, auf 1. Mai 1886 gekündigt wurde, weil man sie jetzt für überflüssig hielt und ein einheitliches Walten wieder herstellen wollte. — Der neue Hausmeister, W. Weis (seit 1886), erhielt 1. ein festes jährliches Gehalt von 400 Mark, 2. ein Aversum für Waschen, Bügeln, Reinigung aller Räume, Beleuchtung, Einheizen usw. von 300 Mk., 3. Beitrag zur Haltung einer Gehilfin (Magd) für die Hausmutter 300 Mk., zusammen also 1000 Mk. Dazu hatte er im Haus eine Wohnung von 3 kleinen Zimmern und für die Kostberechnung 68 (später 80) Pf. pro Kopf der Pflöglinge.

Schwierigkeiten bot ferner öfters die Tatsache, „daß die Pflöglinge nach ihrer Entlassung aus der Erziehungsanstalt Ivesheim einige Jahre in Untätigkeit und Sorglosigkeit herumziehen und erst, wenn sie zu Hause und in der Heimatgemeinde lästig werden, in unsere Anstalt verbracht werden“. Solche Elemente mögen wohl auch in erster Linie die Veranlassung gewesen sein, daß es Unzufriedenheit gab und zu Austritten kam, freilich oft so unüberlegt, daß bald die Reue nebst der Bitte

um Wiederaufnahme folgte. Infolge solcher Vorgänge war die Zahl der Pflöglinge von etwa 30 im Verlaufe der achtziger Jahre bis auf 16 im Jahre 1887 gesunken.

Auf weitere unerquickliche Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden³⁰), umsomehr als offenbar viel Klatsch und Übertreibung dabei mitspielten. Sicher ist, daß infolge all dieser Vorkommnisse ein Teil des Verwaltungsrates im Jahr 1886 sich veranlaßt sah, in der Art der Leitung einige Änderungen zu verlangen, wobei sich die betr. Mitglieder auf die Statuten stützten. Es kam infolgedessen im Verwaltungsrat selbst zu Meinungsverschiedenheiten, deren Ausgleichung bis an das Ministerium gelangte, welches zugunsten der betr. Verwaltungsräte entschied. Daraufhin trat im Oktober 1887 der Vorsitzende, Geh. Hofrat Laubis, zurück, und mit ihm diejenigen Verwaltungsräte, die seine Anschauungen teilten³¹). Die Generalversammlung ergänzte bei ausnahmsweise zahlreichem Erscheinen — diese eine erfreuliche Erscheinung hatten also die sonst so bedauernswerten Differenzen immerhin gehabt! — die erledigten Stellen (eine, die des Dekans Selbing, war seit 1886 auch durch Tod vakant), und der so wieder vollzählige Verwaltungsrat wählte dann den Stadtpfarrer Dr. H. Hansjakob zum Vorsitzenden.

Nachdem der letztere noch einige Schwierigkeiten wegen der Geschäftsübergabe ausgefochten hatte, machte sich der neue Verwaltungsrat an die Aufgabe, „den Zweck des Vereins wieder in größerem Umfang zu fördern“ (Bericht des Jahres 1888). Wie schon oben erwähnt, hatte der Rückgang in der Zahl der Pflöglinge neben anderm seinen Grund in dem Umstand, daß manche Gemeinden ihre Blinden in den Kreispflegeanstalten unterbrachten, und zwar der billigeren Verpflegung halber, ohne zu bedenken, daß den Unglücklichen in jenen Anstalten nicht die Pflege zuteil werden konnte, die ihr Zustand erheischte. Der neue Verwaltungsrat erließ daher alsbald nach seinem Zusammentritt eine Bitte an alle Bezirksämter, bekannt zu geben, daß zunächst elf Plätze zu vergeben seien. Zugleich wurde beschlossen, den Verpflegungsbeitrag für ärmere Gemeinden noch weiter herabzusetzen.



Abb. 9. Blinde Frauen im Arbeitsaal.

Das Schreiben an die Bezirksämter hatte rasch Erfolg: es kamen so viele Anmeldungen seitens der Gemeinden, daß noch im Verlaufe des Jahres 1887 sieben Plätze durch Neuaufnahmen besetzt werden konnten.

Die Gemeinden hatten aber auch daran Anstoß genommen und sich zurückhaltend gezeigt, weil Blinde, wenn sie arbeitsunfähig wurden, ihnen (den Heimatsorten) wieder zu fielen. Der neue Verwaltungsrat stellte sich alsbald auf den Standpunkt, daß diese Bestimmung der Statuten, aus einer Zeit stammend, wo der Verein mit seinen Mitteln knausern mußte, jetzt und in Zukunft wegzufallen habe. „Ein Blinder, der krank und elend wird, ist doppelt unglücklich, und den doppelt unglücklichen Menschen in sein altes Elend, dem man ihn entrisen, zurücksenden, ist eine Härte, welche die Wohltat der ersten Aufnahme weit überwiegt.“ Freilich mußten, wenn die Sorge des Vereins auch auf arbeitsunfähige Blinde sollte ausgedehnt werden, noch mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden können, mußte in erhöhtem Maße an den Wohltätigkeits-sinn appelliert werden.

Weitere Mittel brauchte man aber auch noch zur Verwirklichung anderer Pläne. Schon im Sommer 1883 waren zum erstenmal Verhandlungen gepflogen worden wegen Ankaufs der an die Anstalt östlich anstoßenden, dem Lokomotivführer Winterhalder gehörenden Häuser (mit Garten), Hauptstraße Nr. 6 und 6a, jetzt 12 und 14. Dann blieb die Sache wieder liegen bis 1888. 1883 waren für die beiden Anwesen

32 000 Mark gefordert worden, jetzt 34 000. Der Verwaltungsrat wollte sich aber nur zu 30 000 Mk. verstehen, da er die Häuser zunächst nur als Kapitalanlage wünschte und um zu verhindern, daß durch etwa anderweitigen Verkauf eine störende Nachbarschaft entstehe. Schließlich wurden dann nach längeren Verhandlungen die beiden Häuser am 3. Juli 1888 für 32 500 Mark auf I. Okt. d. J. erworben. Man hatte jetzt 5 Wohnungen zu vermieten, die zunächst etwa 1500 Mk. eintrugen. Man hat sich freilich dadurch auch eine Last und manche Unannehmlichkeiten aufgeladen. Im ganzen liegen für die beiden Häuser für die Jahre 1888—1904 nicht weniger als 28 Mietverträge bei den Akten. So häufiger Wechsel fand statt. Im letztgenannten Jahre 1904 wurden dann die beiden Anwesen auf Grund eines Vertrages vom 23. bzw. 30. Juni „zum Betrieb einer Abteilung für Nervenkranken“ an die gegenüberliegende psychiatrische Klinik für insgesamt 2800 Mk. einheitlich vermietet. Seit 1909 sind wieder 7 Einzelwohnungen darin, die im ganzen etwa 2500 Mk. eintragen.

In das auf den Erwerb der Winterhalder'schen Häuser folgende Jahr 1889 fällt der Neubau eines Seitengebäudes³²⁾ (Abb. 6) mit einem Aufwand von 35 504 Mk. 23 Pf. In diesen Seitenbau — mit der Front gegen den Vorgarten an der Karlstraße nach Westen — wurden Arbeitsäle und Schlafräume für die männlichen Pfleglinge, sowie die Waschküche und die Räumlichkeiten zur Aufbewahrung des nötigen Arbeits- und Heizungsmaterials verlegt, während

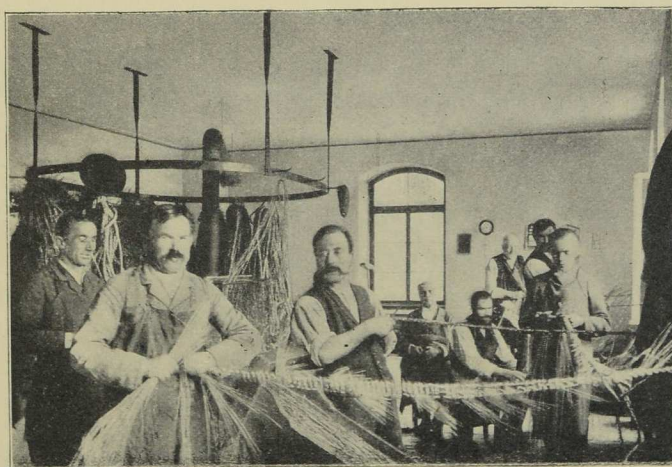


Abb. 10. Blinde Männer beim Strohflechten.

in dem alten 1854 gekauften zweistöckigen Gebäude unmittelbar an der Hauptstraße die Arbeits- und Schlafräume der weiblichen Pflinglinge, ein Arbeitsaal für die Männer, die Küche und die Speisesäle für die Pflinglinge beiderlei Geschlechts, sowie die Wohnung für die Familie des Hausmeisters verblieben.

Das nächste Jahrzehnt war eine Zeit ruhiger Entwicklung und Weiterbildung. Am 4. August 1890 starb Prof. Julius v. Rotteck, der seit 1854 dem Verwaltungsrate angehörte und in dieser langen Zeit die ärztliche Behandlung der Pflinglinge in aufopfernder Weise unentgeltlich ausgeübt hatte. Während seiner langen Krankheit halfen die prakt. Ärzte Helbing, Dr. Engesser und Graf in ähnlicher selbstloser Weise aus. Nachfolger v. Rottecks als Anstaltsarzt (und Verwaltungsrat) ist seitdem Dr. E. Stroömann, der am 28. November 1915 auf eine 25 jährige reichgesegnete ehrenamtliche Tätigkeit zurückblicken konnte.

In demselben Jahre trat an Stelle von Verwaltungsrat Nep. Kemp, der, seit Jahren eifrig tätig, eine Wiederwahl ablehnte, Stiftungsverwalter a. D. P. Stark. — Als Vorsitzender folgte auf Dr. Hansjakob, der unter den ungünstigsten Verhältnissen sein Amt angetreten, aber mit Energie bessere Zustände herbeigeführt hatte, 1894 Dompfarrer F. Schöber, bis zu seinem allzufrühen Tode am 29. März 1906, ihm Domkapellmeister Gustav Schweizer, und als dieser leider wegen Krankheit sein Amt niederlegen mußte, 1913 Stadtpfarrer J. Kessler, seit 1916 Prof. Dr. Straubinger.

Über die Stellung des Hausmeisters wurde schon oben (S. 50) berichtet. Am 1. Sept. 1903 erhielt Hausmeister Saumer, der auf Weis gefolgt war, Beamteneigenschaft nach dem Gehaltstarif, wodurch das Verköstigungsgeld wegfiel. Seit 30. Juni 1911 hat derselbe nach einem Beschluß des Verwaltungsrates den Titel Hausverwalter. Sein Nachfolger ist seit 1. Juli 1916 Baumgartner. Er ist wie schon sein Vorgänger zugleich Hausvater der Blinden; für die weiblichen Pflinglinge ist Frä. Brunner bestellt.

Das wichtigste Ereignis der letzten Periode der Anstaltsgeschichte ist der Bau eines neuen Anstaltsgebäudes an der Karlstraße, vorausgehend die Erwerbung des dazu erforderlichen

Geländes in den Jahren 1904—1908 (vgl. Faszikel „Bausachen“).

Daß das alte Gebäude an der Hauptstraße den Forderungen der neueren Zeit in keiner Weise mehr entsprach und weit hinter den meisten ähnlichen Wohltätigkeitsanstalten zurückstand, darüber war man sich schon längere Zeit klar. Zudem waren die für die — immer zahlreicheren — weiblichen Pflinglinge bestimmten Räumlichkeiten seit Jahren völlig besetzt, eine Unterbringung von weiteren unmöglich. Zwar besaß man seit 1888 die beiden anstoßenden Häuser an der Hauptstraße. Diese eigneten sich aber ebensowenig zu einem Anstaltsgebäude. Man mußte also einen Neubau ins Auge fassen. Nun war schon am 19. Januar 1905 vonseiten des Verwaltungsrates eine Anfrage an die Verwaltung des Heiliggeistspitals (Verwalter Jos. Schlager) wegen Ankaufs von Hintergelände zur Vergrößerung des Gartens gemacht worden. Nach langen Beratungen hatte der Stiftungsrat am 19. Juni desselben Jahres den Verkauf jenes Geländes um den Preis von 1,30 Mark für den Quadratfuß genehmigt. Bei den Verhandlungen nun, die zu diesem Ankauf führten, war zum erstenmale die Absicht der Errichtung eines Neubaus auf dem jetzigen Garten vom Verwaltungsrat ausgesprochen und von der Generalversammlung am 4. Mai 1905 gurgeheißt worden. Aus einem Schreiben des Verwaltungsrates (unterzeichnet O. Mez und Ferd. Schöber) vom 10. Oktober an den Landeskommissär Geh. Rat M. Föhrenbach, der im Auftrag des Ministeriums über den geplanten „Neubau der Frauenabteilung“ verhandelte, geht hervor, daß man auch an die Möglichkeit dachte, das ganze Gelände mit Gebäude zu verkaufen und an einem anderen Ort in der Umgebung der Stadt eine neue Anstalt zu errichten oder aber ein schon bestehendes Gebäude (nach den erforderlichen Änderungen) zu beziehen. In Betracht kamen dabei das jetzige Kindersolbad (Turnseestr. 99) am Sternwald und ein Platz beim Zildakinderspital. Man kam aber bald von diesen Plänen wieder ab (vom letzteren Platz schon wegen der Nähe der Eisenbahn) und beschloß, einen auch dem Heiliggeistspital gehörenden Bauplatz an der Karlstraße zwischen Joh. Krapp (jetzt Karlstr. 85)



Abb. 11. Frauengruppe im Garten.

und der Anstalt selbst, ca. 7,20 a, zu erwerben. Der Platz selbst wurde auf ca. 22000 Mark veranschlagt. Auf ihm sollte an das Krapf'sche Haus angebaut werden, und dieser Neubau wäre, nach einer Schätzung des Stadtbaumeisters Thoma, auf 100000 Mark zu stehen kommen. Dazu die Erwerbung des Hintergebäudes zu ca. 34000 Mk., alles zusammen also $(22000 + 100000 + 34000 =)$ 156000 Mark! In Voraussicht dieser großen Ausgaben wurde alsbald beim Ministerium um Erhöhung des Staatszuschusses von 1000 auf 4000 Mark gebeten, eine Bitte, der in erfreulicher Weise schon 1906 entsprochen wurde.

Der notarielle Kaufvertrag datiert vom 22. Dezember 1905 und trat in Kraft auf Neujahr 1906. Nachdem dann eine weitere Generalversammlung am 20. März 1906 den Ankauf genehmigt hatte, wurden im Grundbuch unterm 30. Mai 1906 überschrieben:

- I. Seitheriger Eigentümer: Heiliggeistspitalstiftung.
- II. Jetziger Eigentümer: Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde.
- III. Grundstücke: 1. Lagerbuch Nr. 2503: 7 a 10 qm Baugelände an der Karlstraße,
2. Lagerbuch Nr. 2468a: 23 a 97 qm Baugelände im Ortsetter Herdern.

Gleichzeitig wurde in dem Grundbuch unter Abteilung III, Nr. 2 auf Grund der Eintragungsbewilligung vom 22. Dezember 1905 zugunsten der seitherigen Eigentümerin eine Sicherungshypothek über 54345 Mark 55 Pf. Kaufgeld nebst 4% Zinsen³³⁾ eingetragen. Letztere Summe setzt sich zusammen wie folgt:

1. Lagerbuch Nr. 2503: 7 a 10 qm um den Preis von 2 Mk. 50 Pf. pro Quadratfuß, also von . . . 19722 M 22 S
 2. Lagerbuch Nr. 2468a: 23 a 97 qm um den Preis von 1 Mk. 30 Pf. pro Quadratfuß, also von . . . 34623 M 33 S
- zusammen 54345 M 55 S

Zwecks Abrundung auf 54000 Mark wurden 345 Mark 55 Pf. gleich abbezahlt.

Jetzt konnte man also dem Neubau näher treten. Am 12. November 1906 wandte sich der Verwaltungsrat an den Stadtrat mit der Bitte, gegenmäßige Entschädigung einen der dem städtischen Hochbauamt unterstellten Bauaufseher zur Fertigung von Plänen eines Neubaus auf dem neu erworbenen Gelände zur Verfügung zu stellen. Der Stadtrat entsprach unterm 21. Nov. 1906 dem Ansuchen, jedoch wurde eine Hilfskraft verlangt. Dazu wurde der Techniker G. Bauer bestimmt, der monatlich 250 Mark bis nach der Vollendung bekommen sollte.

Die Voranschläge für den geplanten Neubau betragen (13. Aug. 1907) 53618 Mark 58 Pf., die Angebote 48424 Mark 19 Pf.

Mit den Erdarbeiten wurde 16. August 1907 begonnen — in demselben Jahr, in welchem wieder eine größere Stiftung, nämlich 10000 Mark, von dem Privatmann (früheren Schlossermeister) Friedrich Häberle gemacht wurde —, nachdem unter Zugrundlegung der vom Verwaltungsrat gutgeheißenen und vom Ministerium d. J. genehmigten Baupläne das städt. Hochbau-



Abb. 12. Blinde Frauen beim Schreiben und Lesen.

amt die Bauleitung oheraufsichtlich übernommen hatte.

Nach vierzehnmonatlicher Arbeit war der Neubau im Oktober 1908 fertiggestellt. Derselbe, jetzt Karlstraße Nr. 87, enthält in drei Stockwerken folgende Räume.

Es befinden sich im

I. Stock: Sitzungszimmer, 4 Zimmer nebst Zubehör für den Hausmeister und seine Familie; die große Küche mit Speisekammer; ein Speisesaal für die männlichen Pfleglinge; ein Arbeitsaal für dieselben; ein Ladenlokal für Aufbewahrung verschiedener Arbeiten der Pfleglinge; Klosetts für die männlichen Pfleglinge.

II. Stock: 5 Zimmer nebst Zubehör, nach der Karlstraße, vermietet²⁴); ein Speisesaal für die weiblichen Pfleglinge; ein Arbeitsaal für dieselben; ein Zimmer für die Aufseherin; eine lange Terrasse an der Süd- und Ostseite für die weiblichen Pfleglinge; Klosetts.

III. Stock: 4 Zimmer (darunter 2 mit franz. Dachstuhl), vermietet; 6 Schlafzimmer für weibliche Pfleglinge (zusammen 32 Betten); ein Krankenzimmer für die weiblichen Pfleglinge (3 Betten); eine Terrasse.

Dachstock: 6 große helle Dachkammern; 3 große Aufbewahrungsräume; großer Trockenspeicher.

Das ganze Gebäude, das natürlich Wasserleitung, Kanalisation, Luftheizung und elektrisches Licht besitzt, hat eine Gesamtlänge (von Ost nach West) von 30,41 m; die Breite an der Karlstraße beträgt 20,04 m, die im Osten 14,04 m.

Während der bisherige Anstaltsgarten (gegen die Karlstraße) größtenteils zu Spazieranlagen hergerichtet wurde, ist das oben bezeichnete ebenfalls vom Heiliggeistspital erworbene Wiesengelände (23 a 97 qm) zu einem nutzbringenden Gemüsegarten umgewandelt worden.

Auf diese Art vereinigte der Neubau in sich die Vorzüge einer äußerst praktischen, im besten Sinne modernen inneren Einrichtung und eines zwar einfachen, aber eleganten gediegenen Äußeren, letzteres wesentlich charakterisiert durch den schönen überwölbten Treppeneingang, die hohen Fenster und das dazwischen eingelassene prächtige Relief: Jesus heilt einen Blindgeborenen, von Bildhauer

J. Seitz, sowie den auf drei Seiten es umgebenden großen Garten, der allein schon den Blinden genügend Raum zur Bewegung im Freien bietet.

Die am Bau beteiligten Handwerksfirmen, sämtliche in Freiburg, sind folgende: Maurerarbeiten: Robert Willibald, Zimmererarbeiten: E. Meier, Zement: R. Einhorn, Eisenbalken: Gebr. Sauler, Verputzarbeiten: R. Schwarzwälder, Schreinerarbeiten: Wwe. Riehle, Glaser: Reber und Drescher, Schlosser: Meder, Heizanlage: Brombach, Beleuchtungsanlage: Ph. Jung, Beleuchtungskörper: Alb. Alie, Maler: Eisele und Hagenunger, Gärtner: Zimber.

Die feierliche Einweihung des neuen Heimes fand am Donnerstag 19. Nov. 1908 statt und erhielt einen besonderen Glanz dadurch, daß I. K. Hoheiten Großherzog Friedrich II., der das von seinem Vorgänger geführte Protektorat übernahm, und Großherzogin Hilda nebst Gefolge derselben anwohnten. Wenn auch die Pfleglinge nicht ohne wehmutsvolle Empfindungen die ihnen lieb und traut gewordenen alten Räume verließen, so hatten sie sich doch wie die Kinder aufs Weihnachtsfest auf diesen hohen Feiertag gefreut. Das Haus hatte Tannen- und Fahnen schmuck angelegt, und das ganze Innere atmete freudige Festtagsstimmung. Punkt 10 Uhr erschienen die hohen Herrschaften und wurden vom Verwaltungsrat und den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden, an deren Spitze Landeskommissär Geh. Rat Söhrenbach und Oberbürgermeister Dr. Winterer, empfangen. Vom Vorsitzenden des Verwaltungsrats, Msgr. G. Schweizer, wurden die Kgl. Hoheiten nach einer kurzen Begrüßung in den Speisesaal der Frauen geführt, der in einen weihvollen Festraum umgewandelt war und in dem sich die Pfleglinge und weitere Gäste aus der Stadt schon versammelt hatten. Hier begann alsbald der Festakt, eingeleitet durch einen vierstimmigen gemischten Chor „Der Herr ist mein Herr“ von Klein. In einem feingestimmten von der blinden Christine Gilbert verfaßten und mit Wärme vorgetragenen Gedicht wurden sodann die Kgl. Hoheiten begrüßt. Es folgte die Ansprache des Vorsitzenden Msgr. Schweizer, der in herzlichen und zu Herzen gehenden Worten zunächst von dem Los der Blinden sprach, die

zwar wegen des Verlustes der Sehorgane zu dauern seien, aber selbst insofern nicht so unglücklich sich fühlten, weil ihnen noch andere Tore offen seien, durch die sie ins rauhe Leben treten und daran Anteil nehmen könnten. Sodann gab er einen lehrreichen Überblick über die Entwicklung der Blindenfürsorge im allgemeinen und der Geschichte unserer Anstalt im besonderen, dankte zum Schluß allen, die bis zur Stunde sich um die Anstalt in irgend einer Weise verdient gemacht, und bat den Landesherrn, ihr auch ferner sein Wohlwollen zu leihen. Als bald erhob sich S. K. Hoheit, um in freundlichsten Worten zu erwidern und diese Zusage zu geben. Darauf trug die blinde Valentine Bauer ein von ihr selbstverfaßtes Festgedicht, eine Art Keimchronik vor, in der ein Bild der Entwicklung der Anstalt dichterisch mit vielem Geschick geschildert war, schließend mit einer Huldigung an das Großherzogspaar. Der Festakt schloß mit einem gemischten Chor: „Ich und mein Haus“ im Hauptraum, worauf die Besichtigung der Anstalt sich anschloß.

Die Blinden erhielten an diesem Festtag reichliche Bewirtung.

Als Geschenk und Andenken an die Feier stiftete der Großherzog am 1. Februar 1909 das Werk „Charakterbilder aus der Geschichte und Sage“, von Grube, in Blindenschrift (von der Blindenanstalt in Steglitz bei Berlin zu beziehen).

In die neuere bzw. neueste Zeit fallen endlich noch einige größere Stiftungen.

Der am 9. Februar 1894 verstorbene Privatmann und frühere Zahnarzt Karl Günther hier hatte in einem Testament vom 19. April 1891 neben anderen Vermächtnissen für Arme, sowie für Kultus- und Kunstzwecke auch die Blindenanstalt mit einem Legat von 3000 Mark bedacht. Dabei hatte er bestimmt: „Das jährliche Zinsenerträgnis soll dazu verwendet werden, den Zöglingen der Anstalt, den armen Blinden, zwei Festtage im Jahre zu bereiten durch Verabreichung eines außergewöhnlichen, wesentlich bereicherten Mittag- und Abendessens. Das gewöhnliche Essen soll durch weitere Zutaten von Fleischspeisen, Desserts und Wein zu einem festtäglichen gestaltet werden. Diese zwei Festtage sollen sein: der 28. Januar, mein Geburts- und

Namenstag (Karl d. Gr.), und der 12. Oktober, der Namenstag meines seligen Vaters, sowie der Geburts- und Namenstag meines seligen Bruders (Max). Das am 22. Juli, dem Namenstag meiner geliebten Mutter (Magdalena) stattfindende Anniversarium dürfte vielleicht, besonders nach Fertigstellung des (ebenfalls von Günther gestifteten) Friedhofkapellenhauses, von abkömmlichen Zöglingen besucht werden, wobei sie im Gebet unserer Familie gedenken mögen. An Allerheiligen dürfte vielleicht ein von den Zöglingen gestifteter grüner Kranz mit Schleife, worauf sie als Spender verzeichnet sind, das Familiengrab schmücken.“ Die Stiftung soll ferner nach dem Willen des Erblassers nicht zum Gesamtvermögen der Anstalt geschlagen, sondern als „Günthersche Fest-



Abb. 13. Blinde Frauen im Arbeitsaal.

stiftung“ besonders verwaltet werden. Sollten bei etwaiger Vergrößerung der Anstalt die Mittel zum oben genannten Zweck nicht mehr ausreichen, so soll man sich mit einem Festtag begnügen, sollte dagegen umgekehrt das Zinsenerträgnis zu weiterem reichen, so solle als dritter Festtag der Magdalentag (22. Juli) dazukommen. (Ist geschehen.) Außerdem vermachte Günther seine „Pianista“ zum Wert von 260 Mark veranschlagt, ein Instrument, das, „in richtiger Lage an ein Klavier gestellt, durch Umdrehung, wodurch Papiernoten sich abwickeln, vermag das menschliche Spiel mit großer Präzision nachzuahmen. . .“ Seitdem also erfreuen sich die Blinden zwei oder dreimal im Jahr besonderer Güntherfesttage, wo sie neben vermehrter Kost (z. B. 3 Fleischgänge) Wein (je $\frac{1}{4}$ od. $\frac{3}{4}$ Ltr.), Kuchen und Kaffee erhalten.

Eine noch größere, ebenfalls nach dem Willen des Testators getrennt vom Gesamtvermögen zu verwaltende Stiftung ist die Manz'sche. Geh. Rat Prof. Dr. Wilh. Manz, † 20. April 1911, Prof. der Augenheilkunde, der also die Bedeutung und den Wert gesunder Augen für den Menschen zu schätzen wußte, vermachte den armen Blinden 10000 Mark mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals zur unentgeltlichen Aufnahme eines unbemittelten Blinden in die Anstalt verwendet werden sollen. Anspruch auf Aufnahme haben in erster Linie Blinde aus der Stadt Freiburg; in Ermanglung solcher hat der Verwaltungsrat freie Verfügung.

Die gleich große (10000 Mark) Stiftung des Privatmanns, früheren Schlossermeisters Friedr. Häberle vom Jahre 1907 ist schon oben (S. 53) erwähnt worden. — Die letzte große Stiftung beträgt 6000 Mark, von Obersteuerkommissär a. D. Pius Rothmund der Anstalt durch Testament vom 24. Oktober 1916 vermacht.

Bevor wir diesen geschichtlichen Überblick abschließen, muß noch ein Versuch genannt werden, den Charakter der Anstalt zu verändern. Am 24. Nov. 1906 kam an den Verwaltungsrat eine Anfrage des Vereins für badische Blinde bezw. des Verwaltungsrats vom Blindenheim in Mannheim betr. einer Besprechung (bei einer angebotenen Zusammenkunft in Freiburg). Man hielt es nämlich dort für wünschenswert, wenn die drei in Baden bestehenden Anstalten, die sich mit Blindenfürsorge beschäftigen, nämlich Freiburg, Ilvesheim, Mannheim, gemeinschaftlich arbeiten würden. Vom Verwaltungsrat wurde als Tag der Besprechung der 4. Dezember vorgeschlagen. Hier wurden von Mannheimer Seite folgende zwei Vorschläge gemacht: Die drei badischen Anstalten sollten derart ineinandergreifen, daß entweder 1. in Ilvesheim die Erziehungsanstalt, in Mannheim das Arbeitsheim, und in Freiburg die Versorgungsanstalt sein solle, oder 2. es sollten in Freiburg die weiblichen, in Mannheim die männlichen (erwachsenen) Blinden untergebracht werden. Der letztere der beiden Vorschläge schien zunächst dem Freiburger Verwaltungsrat vorzuziehen zu sein; die Mannheimer hielten ihn aber schließlich selbst für undurchführbar, weil mit den

Freiburger Satzungen³⁵⁾ in Widerspruch stehend; dagegen recht wohl den ersten. In Mannheim sollten die Insassen vollständig ausgebildet werden, um sich selbst erhalten zu können, und auch durch eine Prüfung dies ausweisen. Der Vorsitzende des Freiburger Verwaltungsrats hatte aber Bedenken, weil in diesem Falle Freiburg nur die Alten, Mannheim die Jungen bekäme; es wurde zwar dieser Befürchtung entgegengehalten: „Wir wollen ja nicht alle Jungen, nur die, die Kraft und Willen zu ernster Arbeit haben . . .“ — Mannheim drängte auf Antwort. Wegen der vielen Arbeiten für den Neubau konnte aber in Freiburg keine regelrechte Sitzung des Verwaltungsrates sich in der Eile mit der Angelegenheit mehr beschäftigen, aber — nach einer Mitteilung nach Mannheim vom 26. Februar 1907 — war die Ansicht aller Mitglieder die, „daß der Betrieb unserer Anstalt in der seitherigen Weise weitergeführt werden solle.“ Damit war die Anregung in ablehnendem Sinne entschieden.

Statistisches.

(Stand am 1. Januar 1917.)

a) Schenkungen und Vermächtnisse.

I. Größere Einzelschenkungen und Vermächtnisse (über 1000 Mark) wurden folgende gemacht:

	Mark	Pf.
1847 Christian Adam Mez (10000 fl. =)	17 142	86
1851 Margarethe v. Gillmann geb. v. Merian (3000 fl. =)	5 142	86
1852 Pant. Rosmann, kath. Dekan und Stadtpfarrer in Breisach	3 428	57
1856 Maria Schaubinger, Schwester des kath. Pfarrers Jos. A. Sch. in Oberhausen	1 714	29
1857 Freiherr Heinrich v. Brandenstein	8 571	14
1858 dessen Schwester Freiin Sophie v. Br.		
1861 Jgn. L. v. Wessenberg, ehem. Bistumsverweser in Konstanz	6 857	14
1866 Georg Balder, Maler, und dessen Ehefrau Antonie geb. Dietrich	8 571	14
1866 Dekan Alex. Laurus, Stadtpfarrer in Neuenburg	27 428	57
1868 Agatha Witschger, ledige Näherin	39 145	73
1870 Geistl. Rat und Dompräbendar L. Lump	2 874	15
1877 Anna v. Sayger, Witwe des russ. Staatsrats a. D. v. S.	1 700	—
1878 Anton Hermann, kath. Pfarrer in Schutterwald	17 141	29
1878 Kreszentia Zimmermann, ledig	12 667	66

1880	Jos. v. Sautier zum Andenken an s. Vater	Markt Pf.
	Alex. v. Sautier	1 000 —
1884	Schr. Oskar v. Gleichenstein, Grundherr in Buchholz	4 000 —
1886	Walburga Binninger	1 714 28
1886	Wild, Dekan und Pfarrer in Kirchhofen .	1 714 28
1888	Jos. Hebring, Rentner	1 000 —
1889	Witwe Joh. Weingärtner geb. Ortlieb . .	2 000 —
1891	Fr. Anna Vögele	6 000 —
1891	Zahnarzt R. Günther	3 000 —
1907	Friedr. Häberle, Privat	10 000 —
1911	Geh. Rat Dr. Wilh. Manz	10 000 —
1916	Privat Heinrich Thomas	2 000 —
1916	Fr. Karoline Naf	3 000 —
1916	Obersteuerkommissär P. Rothmund . . .	6 000 —

2. Allgemeine Übersicht über alle Schenkungen und Vermächtnisse nach Jahrzehnten:

In der Zeit von		Markt Pf.
1847—1849 (inkl.)	8 Sch. u. V. im Betr. v.	3 685 72
1850—1859	„ 14 „ „ „ „ „ „	27 582 58
1860—1869	„ 21 „ „ „ „ „ „	61 624 —
1870—1879	„ 22 „ „ „ „ „ „	23 635 24
1880—1889	„ 20 „ „ „ „ „ „	14 259 22
1890—1899	„ 20 „ „ „ „ „ „	17 050 —
1900—1910	„ 21 „ „ „ „ „ „	30 797 07
1910—1916	„ 4 „ „ „ „ „ „	21 000 —
zusammen 130		zusammen 199 635 83

b) Mitglieder.

Zu den Vermächtnissen und Schenkungen kamen die regelmäßigen jährlichen Beiträge der Mitglieder. Sowohl die Zahl der letzteren, die, wie schon früher erwähnt, hauptsächlich aus Freiburg selbst sind, als auch die Höhe der Beiträge der einzelnen war und ist natürlich zu allen Zeiten sehr verschieden gewesen. Es betrug die Zahl der Mitglieder 1847: 668 aus Freiburg, 95 auswärtige, zus. 763 (nach dem I. Rechenschaftsbericht, im Freib. Adressbuch des Jahres 1847 sind nur 560 angegeben); 1848—1853³⁶) je 700, 1854—57 je 300; von da ab fehlen die Angaben. Zu diesen ständigen Mitgliedern kommen aber noch solche Wohltäter, die einmalige oder mehrmalige kleinere Gaben beisteuerten, sowie durch Kollekten in einzelnen Gemeinden aufgebrachte Mittel. Derartige Wohltäter wurden in den Rechenschaftsberichten aufgeführt:

für 1855—58:	414 hiesige und 43 auswärtige, zus.	457
„ 1859—62:	489 „ „ 36 „ „	525
„ 1863—66:	386 „ „ 30 „ „	416
„ 1867—72:	293 „ „ 12 „ „	305
„ 1888:		594
„ 1891:		721

In den letzten Jahren wurden durch Beiträge der durchschnittlich 600—650 Vereinsmitglieder jährlich 970 bis 1000 Mark aufgebracht. Hierher zu rechnen sind schließlich der jährliche Beitrag der Großh. Staatskassa, bis 1906 1000, von da ab (Neubau) 4000 Mark; der jährl.

Naturalbeitrag der Stadt Freiburg in Holz (16 Ster) im Wert von 100 Mark, und die Summe von je 85 Mk. 71 Pf. aus der fürstl. fürstberg. Hofkassa zu Donaueschingen.

c) Pfleglinge.

Eine genaue und zuverlässige Tabelle, aus der die Ab- und Zunahme der Pfleglinge in den einzelnen Jahren seit Bestehen der Anstalt ersichtlich wäre, läßt sich leider nicht zusammenstellen, da die Angaben in den einzelnen Rechenschaftsberichten nur sehr lückenhaft sind und meistens nur die Gesamtzahl der in einem ganzen Zeitraum von mehreren Jahren dagewesenen Pfleglinge gibt. Ergänzend kommen die Angaben im Freiburger Adressbuch hinzu, die aber mit dem Jahr 1877 abbrechen und überdies mit den Angaben der Rechenschaftsberichte nicht ganz übereinstimmen. Die (ungedruckten) Akten enthalten (abgesehen von einer Zusammenstellung vom Jahr 1908) nichts.

Im allgemeinen ist folgendes in bezug auf die Zahl der Pfleglinge festzustellen: bis 1853 waren es deren 8 (4 männliche und 4 weibliche); von 1854—56 12 (8 m. u. 4 w.), dann stieg die Zahl noch im gleichen Jahrzehnt bis auf 20 (17 m. u. 3 w.), im nächsten (gegen Ende der sechziger Jahre) bis auf 28 (16 m. u. 12 w.), in den siebziger Jahren sogar auf 31 (18 m. u. 13 w.). Damit ist ein erster Höhepunkt erreicht. Die Ziffer sank in den achtziger Jahren bis auf 16 (i. J. 1887), um erst im neuen Jahrhundert wieder zu steigen, 1908 bis auf 34, 1912 auf 35 (13 m. u. 22 w.), und hat jetzt mit 40 (14 m. u. 26 w.) die Höchstzahl überhaupt erreicht. Zu diesen 40 kommen noch die Kriegsblinden, deren Zahl wechselt, so daß die Anstalt jetzt gegen 50 Pfleglinge beherbergt.

Was auffällt, ist, daß in der ersten Zeit die männlichen Insassen weit überwiegen, während in der neueren Zeit das Verhältnis umgekehrt ist.

Was die Herkunft betrifft, so gibt der Rechenschaftsbericht vom Jahr 1858 zum erstenmal eine Übersicht. Danach waren von den in den Jahren 1849—1858 im ganzen aufgenommenen 35 Pfleglingen 10 aus dem Seekreis, 12 aus dem Oberrheinkreis, 10 aus dem Mittelrheinkreis und 3 aus dem Unterrheinkreis. Von den heutigen Pfleglingen sind 25 oberhalb und 15 unterhalb der Murg heimatberechtigt. Von den Kriegsblinden waren bis jetzt außer einem aus Hohenzollern alle aus Südbaden.

Außerbadische Blinde können nur ausnahmsweise Aufnahme finden (§ 4 der Satzungen). Zur Zeit sind keine außerbadischen Blinden da.

Der Konfession nach waren es 1849—58: 20 katholische und 15 evangelische, 1887: 3 kath., 1 altkath., 10 evang., 1915: 31 kath. und 9 evang.

Von den Pfleglingen sind zwei verpfündet. Der eine Pfründner, geb. 1852, ist seit 21. Oktober 1871, also seit seinem 19. Lebensjahr, aber mit viermaliger Unterbrechung, in der Anstalt. Er zog immer wieder hinaus, um sich selbst durchzubringen, da er einen Schimmer von Sehkraft noch hatte, und lebte so sparsam und genügsam, daß er

schließlich für 2000 Mark sich verpflichten konnte. Selbst sein Invalidengeld bekommt die Anstalt; dafür leistet er nur noch freiwillige Arbeit. Sicher ein Beweis, wie weit auch ein Blinder durch Fleiß und Sparsamkeit es bringen kann! — Außer ihm ist noch eine Insassin seit 1904 verpfändet, indem sie ihre auf der Gemarkung Wasenweiler befindlichen Liegenschaften im Werte von 1990 Mark der Anstalt vermacht hat.

Die Beiträge für die übrigen Pfleglinge werden teils von der betreffenden Gemeinde, teils von der entsprechenden Kreisasse bestritten. Die Gesamtbeiträge machten z. B. im Jahr 1908 für 33 Pfleglinge 5251 Mark 8 Pfennig.

d) Die Satzungen

der Anstalt wurden wiederholt im Verlauf der Jahre einer Revision unterworfen, so am 11. Mai 1873 und am 1. September 1886. Die heutigen stammen vom 5. November 1912. Sie betonen u. a. (§ 2), daß die Anstalt ein unter dem Schutz des Staates stehendes Privat-Institut ist, gegründet und fortgeführt durch einen Verein wohlthätiger Menschenfreunde. Ein gewisser Zusammenhang mit der badischen Blindenerziehungsanstalt zu Ilvesheim (bis 1868 in Freiburg) besteht insofern, als (nach § 4) die bisherigen Zöglinge derselben unter den zur Aufnahme Angemeldeten vorzugsweise berücksichtigt werden.



Es ist eine reiche Geschichte edler Wohlthätigkeit, die hier in unserer Stadt an einem der schönsten Plätze derselben armen Mitmenschen eine Stätte geschaffen hat. Und daß dieses Werk der Caritas so recht aus dem Volke heraus, wenn auch mit Unterstützung der Behörden, entstanden ist und gefördert wurde, gibt ihm einen besonderen Wert.

Durch die eingangs erwähnte Aufnahme von Kriegsblinden mündet die Geschichte unserer Freiburger Anstalt ein in die des großen Weltkriegs, stellt sie ihr Wirken in noch höherem Sinn und unmittelbarer in den Dienst des Vaterlandes.

Ich glaube daher auch diese Ausführungen nicht besser schließen zu können als mit einem

Gedicht, das eine der weiblichen Blinden unserer Anstalt selbst verfaßt und zur Begrüßung der ersten drei Kriegsblinden am 12. August 1915 vorgetragen hat.

Grüß Gott, grüß Gott, ihr braven, tapfren Helden,
Willkommen in der schönen Dreisamstadt!
Mit Wehmut sehen wir die tiefen Wunden,
Die euch der Feind im Kampf geschlagen hat.

Ein ganzes Jahr schon währt das blut'ge Ringen,
Ihr zoget aus mit frohem Siegesmut,
Begleitet von dem Segen eurer Lieben,
Dem Vaterland zu opfern Gut und Blut.

Was habt ihr Alles seitdem schon ertragen,
Des Winters Kälte und der Sonne Brand;
O wie sie niedersausen, die Geschosse,
Ihr hielet aus für Fürst und Vaterland.

Viel Tausende, sie sind wohl schon gefallen,
Gewiß von euch manch' lieber Kamerad;
Wohl traf auch euch des Feindes scharfe Kugel,
Doch bleibt am Leben ihr durch Gottes Gnad'.

Der Liebe Balsam soll die Schmerzen stillen,
Wir legen ihn auf eure Wunden heiß;
Was unsre Ärzte konnten und vermochten,
Sie boten's auf mit Eifer, Müß' und Fleiß.

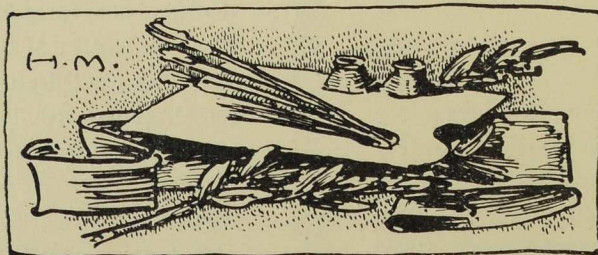
Betrachtet sie, die hochgeschätzten Herren,
Die euch hierher in dieses Heim gebracht,
Daß doch den Kriegern es an nichts gebreche,
Darauf ist jedes hier im Haus bedacht.

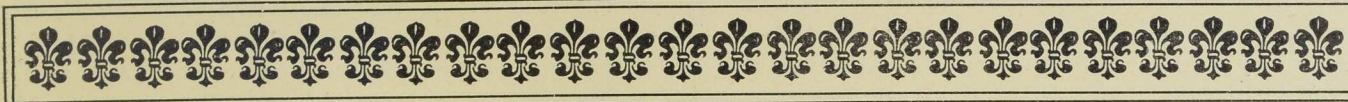
Religion, der Stern in dunklen Leidensstunden,
Sie strahlt euch hell auch hier im tiefsten Leid,
Ihr findet hier die treuen Leidensbrüder,
Zu helfen euch, ist jeder gern bereit.

Viel Nützliches, sie können es euch lehren,
Ihr werdet lesen, schreiben, gleich wie wir;
Auch in der Arbeit sollt ihr euch vergessen,
Für alles ist geforgt aufs beste hier.

Mit Gott ihr zoget aus ins Schlachtgetümmel,
Mit Gott zieht jetzt die neue Lebensbahn;
Er wird euch schützen, segnen, leiten, führen,
Ihr geht mit Gott, drum mutig nur voran!

Valentine Bauer.





Anmerkungen.

1) Derselbe hatte die Güte, mich Einsicht nehmen zu lassen in verschiedene Eingaben, die er in dieser Sache gemacht hat. Ich verweise auch auf dessen Ausführungen vor der Freiburger Jugendwehr am 18. Dezember 1915 und in seinem Vortrag „Kriegsblindenfürsorge“, in der Reihe der Akademischen Kriegsvorträge, am 9. Februar 1916.

2) Nicht unerwähnt soll hier ein schöner Zug unserer erbittertsten Feinde bleiben. Einer dieser drei blinden Krieger war fünf Monate lang in englischer Gefangenschaft gewesen; während dieser Zeit wurde ihm Gelegenheit geboten, die Blindenschrift zu lernen, so daß er schon lesen und schreiben konnte, als er hierher kam.

3) In demselben sind die beiden Direktoren der Universitätsaugenkliniken zu Freiburg und Heidelberg sowie Vertreter des Verwaltungsrats der badischen Blindenanstalten als Mitglieder.

4) Vgl. auch meine Beschreibung der Anstalt in „Die deutschen Blindenanstalten“, 5. Bd. des Sammelwerkes „Die Anstaltsfürsorge für körperlich, geistig, sittlich und wirtschaftlich Schwache im Deutschen Reich“, herausgg. von Matthias, Berlin 1913.

5) Schon im 5. Buche Moses wird verflucht, wer einen Blinden auf seinem Weg irreleitet.

6) So von Arenfeld „Blindsein und Blindenfürsorge“, Prorektoratsrede, Freiburg 1905, S. 52–53. Mell, Alex., Enzyklopädisches Handbuch des Blindenwesens, Wien und Leipzig 1900, S. 501.

7) Mell, a. a. O., S. 580.

8) Arenfeld, a. a. O., S. 53.

9) Mell, a. a. O., S. 333.

10) Vgl. Neue Züricher Zeitung 1912, Nr. 220, I. Morgenblatt.

11) Geb. 1796 zu Freiburg, 1821 Pfarrvikar, 1839 Professor, 1841 Hofrat, † 1852. Bad. Staatsdienerverzeichnisse und Freiburger Adressbücher.

12) Mell, a. a. O., S. 50. Th. Arenfeld, a. a. O., S. 58. Müller bildete sich seit 1825 in Wien bei dem berühmten Blindenlehrer Klein für seinen Beruf aus. Er ist auch Verfasser verschiedener Schriften, u. a. eines Epos „Der Blinde“, vgl. Zuhns Universal-Lexikon des Großh. Baden, Karlsruhe 1844, S. 793/794.

13) Nicht Reidingen, wie bei Mell, a. a. O., S. 50, und Arenfeld, a. a. O., S. 58 zu lesen ist.

14) Näheres bei Heinz. Schreiber, Freiburg i. Br. und seine Umgebungen, neue Bearbeitung 1838, S. 360–365.

15) Daß aber die Blinden häufiger und in höherem Maße Gaben für Musik besäßen, wird von Arenfeld, a. a. O., S. 46 als Irrtum bezeichnet.

16) Lebensbeschreibung desselben in der Beilage zur Freiburger Zeitung 1841, Nr. 36.

17) Aus den Akten mitgeteilt im Bericht der Anstalt vom Jahre 1883 (S. 2–3).

18) Darauf bezieht sich eine Stelle in dem von der blinden Valentine Bauer zu der Eröffnungsfeier des neuen Gebäudes am 19. November 1908 verfaßten und dort vortragenen Gedicht:

„Die Anstalt müssen wir verlassen,
Drum edle Kunst (des Gesanges), so leb' denn wohl!
Wozu hat man uns ausgebildet,
Gefördert hohes, edles Streben,
Soll das die kalte Welt vernichten
Im rauhen, sturmbewegten Leben? — — —“

19) Im 3. Rechenschaftsbericht wird darauf hingewiesen, daß nach amtlichen Erhebungen nur sehr wenig Blinde sich selbst fortbringen können.

20) Auch ist zu beachten, daß die Blinden der Erziehungsanstalt zum größten Teil nicht aus Städten stammten, demnach nach ihrer Entlassung auf dem Land unter der minder bemittelten Klasse des Volkes lebten, wo das Bedürfnis kleiner und somit auch der Absatz der von ihnen (den Blinden) selbstgefertigten Arbeiten nur ein geringer ist.

21) Unter den erhaltenen Konzepten (Aktenfaszikel VI) bemerkt Fritsch selbst (20. Januar 1847): „Vorstehende Schreiben an die hohen und höchsten Herrschaften sowie die Begleitschreiben dazu habe ich selbst entworfen, meist in Nachtstunden oder sonst meiner Muße gewidmeten Stunden ins Reine geschrieben, um den armen Blinden die Ausgaben für die Reinschrift zu ersparen und um die ganze Angelegenheit zu beschleunigen. Auch verpackte ich zu allen diesen Schreiben die betr. Exemplare der Statuten selbst, wobei ich von dem Ausschussmitglied T(rudert) Riesterer wacker unterstützt wurde. . . . Ich adressierte endlich sämtliche Schreiben und Pakete. Durch persönliche Rücksprache mit dem Regierungsdirektor v. Marschall erwirkte ich den großen Vorteil für die Vereinskasse, daß durch die Regierung des Oberrheinkreises sämtliche obige Schreiben auf dem Dienstweg an die Adressaten expediert wurden. . . .“ — Auch alle Dankschreiben wurden von Fritsch persönlich besorgt.

22) Eine Bitte an diese Direktion um Portofreiheit vom 11. Dezember 1846 wurde freilich am 19. Januar 1847 abgelehnt („da sie keine Befugnis besitzt“).

23) So erwiderte z. B. die Sanitätskommission in Karlsruhe am 3. Febr. 1847 mit dem Versprechen, „daß insbesondere das gesamte ärztliche Personal des Landes demselben (d. h. dem Verein) seine Aufmerksamkeit und rege Teilnahme widmen werde.“ . . . „Die Mitglieder der diesseitigen Stelle werden auch ihrerseits dem Verein ihre Teilnahme widmen und einem in Karlsruhe mutmaßlich sich etwa bildenden Filialvereine beitreten.“

24) Sonderbarerweise trägt die Abschrift desselben in den Akten kein Datum. Da sie aber eingebettet ist (Fasz. I) zwischen einem Skriptum vom 25. Januar und einem solchen vom 2. März 1848, so dürfte der Erlaß wohl in den Februar dieses Jahres zu setzen sein.



25) Neben der alten Blindenschrift mit Lettern und Buchstaben, die auch für Sehende ohne weiteres lesbar sind (z. B. F C), gibt es noch die sog. Braille'sche Punktschrift, wo jeder Buchstabe durch verschieden gestellte Punkte wiedergegeben ist, und endlich eine abgekürzte, wo jedes Zeichen wie die Siglen der Stenographie ganze Silben und Worte darstellt.

26) Vgl. P. Albert, Die Schiller von Herdern. Freiburg 1905, S. 12 ff. Dasselbst auch die Abbildung (Nr. 4) des Weiherschloßchens aus früherer Zeit.

27) Immatriculiert 28. Oktober 1534. Alles Nähere über ihn in meiner Matrikelausgabe I. Bd. (Freiburg 1907), S. 291, Anm. zu Nr. 48. Vgl. auch Z. Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg (Freiburg 1857) I. Bd., S. 231 bis 232 und dessen besondere Biographie über Nynsinger (Freiburg 1834).

28) Das ganze Gedicht abgedruckt von J. Neff in Alemannia XX, S. 266 ff.

29) „Aber als es interessant wurde, mußten wir weg“, meinte eine der weiblichen Pflinglinge, als sie mir voll Freude von dem Fest erzählt hatte. Sie glaubt, es sei noch eine Beratung gefolgt, insbesondere darüber, ob die Blinden im Spital untergebracht werden sollten, was sie sehr bedauert hätten. Ob dies nur Vermutung ist, vermag ich nicht zu sagen, da die Akten, wie erwähnt, darüber schweigen.

30) So wird u. a. berichtet (9. Rechenschaftsbericht, 1887): „Junge und alte Damen, vom Ausland eingewandert, drängten sich ohne alle Anfrage und Erlaubnis in die Anstalt ein, riefen die Pflinglinge von ihrer Arbeit weg zusammen und hielten Vorlesungen. Man beseitigte diesen Unfug einfach, freilich nicht ohne Krakehl, dadurch, daß man solches Eindringen für die Arbeitsstunden untersagte

und sonst nur in einem besonderen Lokale zuließ, damit ruhige und andersgläubige Pflinglinge ein ruhiges Winkelchen für ihren Aufenthalt hatten. Dem tobenden Frauengelärm setzte man ruhig Beharrlichkeit entgegen. — Aber da gab es wieder Männer, die auf Waldhorn Basso dazu geblasen haben.“

31) Der erste nach 1887 herausgegebene Bericht (1888) weist lauter neue Verwaltungsratsmitglieder auf außer Fabrikant Z. Eckstein und Prof. J. v. Rotteck. — Die neuen waren: Stadtpfarrer Dr. Hansjakob, Dompräbendar Fr. S. Beutter, Privat Fr. Jenne, Verwalter J. A. Kramp, Fabrikant C. Mez (wegen der großen Stiftung ist immer ein Glied dieser Familie im Verwaltungsrat), Anwalt B. Ruch, Divisionspfarrer K. Ströbe.

32) Zu dessen Erstellung ein Geländestück um 2618 Mk. 50 Pf. an den Weierhofmatten vom Heiliggeistspital erworben wurde.

33) Später, auf 1. April 1907, auf $4\frac{1}{4}\%$ erhöht, jedoch auf ein Gesuch hin in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes vom Stiftungsrat auf 4% gelassen.

34) Bisher an Gaswerksverwalter J. Schweizer, der zugleich Schriftführer des Verwaltungsrats ist, seit 1. April 1916 an den erblindeten Dipl.-Ing. Vanoli, der sich um die Kriegsblinden sehr verdient macht.

35) § 1 der Statuten von 1881 besagt: „Die Blindenversorgungsanstalt hat den Zweck, erwachsenen, arbeitsfähigen Blinden beiderlei Geschlechts ein sicheres Unterkommen zu gewähren und dieselben angemessen zu beschäftigen.“

36) Nach den Freiburger Adressbüchern der einzelnen Jahre; die Zahlen sind offenbar abgerundet. Die Rechenschaftsberichte geben keine Ziffern für diese Zeit.

